Römische Prosaiker
in
neuen Uebersetzungen.

Herausgegeben
von

G. L. F. Tafel, Professor zu Tübingen,
C. N. v. Osiander und G. Schwab,
Professoren zu Stuttgart.

Hundert und fünfzehntes Bändchen.

Stuttgart,
Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung.
Für Oestreich in Commission von Mörschner und Jasper
in Wien.
1836.

Lucius Annäus Seneca des Philosophen

Werke.

Fünfzehntes Bändchen.

Briefe,

uebersetzt

von

August Pauly,

Professor am obern Gymnasium zu Stuttgart.

Viertes Bändchen.

Altes Gymnasium Bamberg
Lehrerbücherei

Stuttgart,
Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung.
Für Oestreich in Commission von Mörschner und Jasper in Wien.
1836.

Achtzigster Brief.

Man bilde den Geist, und befreie ihn von der Furcht des Todes und der Armuth.

Heute danke ich es nicht sowohl mir, daß ich Ruhe habe, als dem Schauspiel: es hat alle die Lästigen zu der Sphäromachie *) abgerufen. Niemand überfällt mich; Niemand stört den Gang meiner Betrachtungen, die bei dieser Gewißheit der Ruhe einen kühnern Schwung nehmen. Meine Thüre knarrt nicht jeden Augenblick, mein Vorhang wird nicht aufgezogen; ich darf meinen Weg verfolgen, was besonders für den Bedürfniß ist, der für sich seinen eigenen gehen will. Nicht als ob ich nicht meinen Vorgängern folgte; aber ich erlaube mir, selbst etwas zu finden, zu ändern oder aufzugeben. Ich stimme jenen bei, aber nicht sclavisch.

Doch ich habe zuviel gesagt, wenn ich mir Stille und Einsamkeit ohne Unterbrechung versprach. Denn horch! da schallt ungeheurer Lärm vom Circus herüber, und entzieht

*) Eine nicht näher bekannte Art von Fechterspiel mit Kugeln.

mich zwar nicht mir selbst, aber veranlaßt mich, eine Vergleichung anzustellen. Ich denke darüber nach, wie Viele ihren Körper üben, wie Wenige ihren Geist. Welcher Zulauf zu einem eiteln, schnellvorübergehenden Schauspiel, und welche Einsamkeit um die heilsamsten Wissenschaften her! Wie schwachen Geistes sind die, deren Arm und Schultern wir bewundern! Am meisten beschäftigt mich der Gedanke: wenn der Körper durch Uebung es zu der Ausdauer bringen kann, daß er Faustschläge und Fußtritte von mehr als Einem Gegner aushält, daß er unter den stechendsten Sonnenstrahlen auf dem glühendsten Sande, triefend von seinem eigenen Blute, ganze Tage zubringt, wie viel leichter könnte er seinem Geiste die Festigkeit geben, die Schläge des Schicksals ungebeugt zu empfangen, oder, zu Boden geworfen und niedergetreten, sich wieder aufzurichten? Der Körper bedarf vieler Dinge, um stark zu werden; der Geist wächst aus sich, nährt und übt sich selbst. Jener braucht viel Speise und Trank, viel Oel und lange Mühe; die Tugend kann dir ohne Zurüstung und ohne Aufwand zu Theil werden. Was dich gut machen kann, ist in dir. Was ist dir nöthig, um gut zu seyn? Das Wollen. Was kannst du aber Besseres wollen, als dich dieser Knechtschaft zu entreißen, welche auf Allen lastet? Auch Sclaven der untersten Stufe, in dieser Niedrigkeit gebohren, suchen auf alle Weise sie von sich abzuschütteln. Ihr Erspartes, das sie an ihrem Munde sich abdarbten, zählen sie für ihren Kopf hin; und du trachtest nicht, um jeden Preis zu jener Freiheit zu gelangen, in welcher du gebohren zu seyn meinst? Was soll dieser Blick auf deinen Geldkasten? Sie läßt sich nicht erkaufen. Jene erkaufte, in die Liste [des Censors] ein-

getragene Freiheit ist nichts als ein leerer Name: weder die sie kauften, noch die sie verkauften, haben sie. Du selbst mußt dieses Gut dir geben, mußt es von dir begehren. Befreie dich zuerst von der Furcht des Todes, die uns das erste Joch auflegt; dann von der Furcht vor Armuth. Willst du wissen, wie so gar kein Uebel diese sey, so vergleiche die Mienen der Armen und Reichen mit einander. Der Arme lacht öfter und aufrichtiger; bei ihm ist kein Kummer im Hinterhalt; auch wenn irgend eine Sorge ihn anwandelt, so zieht sie wie eine leichte Wolke vorüber. Die Heiterkeit derer aber, die glücklich heißen, ist eine erkünstelte, während ein schwerer Gram in ihrem Innern um sich frißt, was sie um so mehr bedrückt, weil sie zuweilen mitten unter Bekümmernissen, welche an ihrem Herzen nagen, die Glücklichen spielen müssen. Ich muß mich hier einer Vergleichung bedienen, die ich oft gebrauche, weil keine andere besser auf das Drama des Menschenlebens paßt, das jedem seine Rolle anweist, um sie schlecht genug zu spielen. Jener, der auf der Bühne vornehm einherschreitet, und den Kopf so hoch trägt, und spricht:

Schaut! ich bin Argos Herrscher; alle Reiche
Vom Hellespont bis an die jonische See
Erbt' ich von Pelops — *) —

ist ein Sclave: fünf Modien Korn erhält er monatlich und fünf Denarien. Jener Andere, der so stolz, so herrisch, im Bewußtseyn seiner Kräfte so übermüthig, sagt:

— — Menelaus, diese Rechte hier
Gibt dir den Tod, wenn du nicht ruhst — —

*) Fragment aus des Actius Atreus.

erhält seinen Tagelohn, und schläft auf Lumpen. Dasselbe kann man von allen jenen Weichlingen sagen, welche auf Tragbetten über den Häuptern des gemeinen Haufens schweben: ihr ganzes Glück ist nur eine Maske. Ziehe sie ihnen ab, und du wirst sie verachten. Wenn du ein Pferd kaufen willst, so lässest du ihm die Decke abnehmen; käufliche Sclaven lässest du entkleiden, damit nicht etwa körperliche Mängel dir verborgen bleiben: und den Menschen willst du nach seiner Umhüllung schätzen? Sclavenhändler suchen, was irgend mißfallen könnte, hinter irgend einen Putz zu verstecken; daher sind den Käufern gerade jene Zierrathen verdächtig: sähest du ein Bein oder einen Arm umwunden, so würdest du ihn entblößen und den Körper selbst dir zeigen lassen. Siehst du jenen scythischen oder sarmatischen König, mit seinem Diadem geschmückt? Willst du ihn schätzen, und ihn ganz kennen, wie er ist, so löse ihm diese Stirnbinde: sie birgt viel Böses. Doch was spreche ich von Andern? Willst du deinen eigenen Werth wägen, so lege dein Geld, dein Haus, deinen Rang bei Seite und betrachte dein Inneres. Jetzt glaubst du Andern, wer du seyst.

Ein und achtzigster Brief.

Ueber die Dankbarkeit.

Du beklagst dich, an einen Undankbaren gerathen zu seyn. Wenn dieß das Erstemal ist, so magst du es deinem Glück oder deiner Vorsicht danken. Allein in diesem Fall kann die Vorsicht bloß engherzig machen; denn wenn du jene Gefahr vermeiden willst, so darfst du gar keine Wohlthaten mehr er-

theilen; und so gehen diese, um nicht bei Anderen verloren zu gehen, bei dir selbst verloren. Lieber mögen sie der Erwartung nicht entsprechen, als gar nicht ertheilt werden. Man muß auch nach einer schlechten Ernte säen. Oft hat der reichliche Ertrag Eines Jahres wieder eingebracht, was durch die anhaltende Unfruchtbarkeit eines ungünstigen Bodens verloren gegangen war. Was liegt daran, Undankbarkeit erfahren zu haben, wenn du nur Einen Dankbaren findest? Niemand hat eine so sichere Hand im Wohlthun, daß er nicht oft fehlschießen sollte; mögen wir immer fehlen, wenn wir nur Einmal treffen. Nach dem Schiffbruch wagt man sich auf's Neue in die See: den Geldmäkler vertreibt ein zu Grunde gerichteter Schuldner *) noch nicht vom Forum. Das Leben würde schnell in träger Unthätigkeit erstarren, wenn man alles aufgeben müßte, was einmal mißlang. Dich soll diese Erfahrung nur um so wohlthätiger machen: denn wo der Erfolg ungewiß ist, da müssen die Versuche desto häufiger wiederholt werden, damit es einmal gelinge.

Doch hierüber habe ich mich in meinen Büchern von den Wohlthaten ausführlich genug ausgesprochen: nähere Untersuchung verdient noch die Frage, welche ich dort, wie ich glaube, nicht genügend erörterte, „ob der, welcher uns erst genützt, später geschadet hat, dadurch mit uns abgerechnet und uns von aller Schuld befreit habe?" Du magst noch hinzufügen: „der uns nachher weit mehr schadete, als er uns früher genützt hatte." Fragst du nach dem richtigen Urtheil des strengen Richters, so wird er das eine von dem

*) Decoctor.

andern abziehen und sprechen: „wenn gleich die Beleidigung überwiegt, so ist doch den Wohlthaten zuzulegen, was auf Seiten der Beleidigung Ueberschuß ist.“ Er hat zwar mehr geschadet, aber er hat früher genützt; man nehme also auch Rücksicht auf die Zeit. Daß man auch zu fragen habe, wie gern jemand uns genützt, und wie ungern er uns geschadet habe, ist zu klar, als daß ich daran erinnern müßte; denn Wohlthat und Beleidigung beruht nur auf der Gesinnung. Ich wollte eine Wohlthat nicht gewähren, aber die Scham, oder die Hartnäckigkeit des Bittenden, oder eine eigennützige Hoffnung hat mich dazu vermocht. Zu derselben Gesinnung bleibt man also verpflichtet, mit welcher gegeben worden: nicht die Größe der Wohlthat, sondern der Wille, aus welchem sie hervorging, ist zu erwägen. Sehen wir nun von allen Vermuthungen ab — jene Wohlthat war eine wirkliche, und diese Beleidigung, welche größer ist als jene Wohlthat, gleichfalls eine wirkliche. Der Gutdenkende wird nun beide so gegen einander rechnen, daß er selbst dabei zu kurz kommt; er wird der Wohlthat zulegen, was er von der Beleidigung abzieht. Ein anderer noch gelinderer Richter, dergleichen ich lieber seyn wollte, wird die Beleidigung ganz vergessen, und nur der Wohlthat gedenken. — „Aber der Gerechtigkeit kommt es zu, Jedem nach Verdienst zu vergelten, und dem Wohlthäter Dankbarkeit, dem Beleidiger Gleiches oder wenigstens schlechten Dank zu erweisen.“ Dieß mag wahr seyn, wenn Wohlthäter und Beleidiger verschiedene Personen sind; denn wenn dieß nicht ist, so wird durch die Wohlthat die Kraft der Beleidigung aufgehoben. Soll man schon verzeihen, auch wenn keine Verdienste voran-

gingen, so ist man dem Beleidiger, wenn er uns früher Gutes gethan, mehr als Verzeihung schuldig. Mir gilt beides keineswegs gleich; ich schätze die Wohlthat höher als die Beleidigung. Nicht alle Dankbaren verstehen für eine Wohlthat den rechten Dank zu wissen: auch der Ungebildete, Rohe, der gemeine Alltagsmensch kann dankbar seyn, zumal kurz nach dem Empfange; aber er weiß nicht, wie viel er schuldet. Der Weise allein versteht, wie hoch jede Sache anzuschlagen ist. Denn der Unweise, von dem ich rede, wird auch bei dem besten Willen entweder weniger, als er sollte, oder zur unrechten Zeit und am unrechten Orte erstatten; was er schicklich anbringen sollte, schüttet er aus oder wirft es hin.

Es ist zum Verwundern, wie gewisse Begriffe durch ihre Ausdrücke so treffend bezeichnet werden. Der alte Sprachgebrauch hat manche Dinge durch die lebendigsten, ihre Bestimmung klar aussprechenden Benennungen angedeutet. So sagen wir: ille illi gratiam retulit. Denn referre heißt: ultro, quod debeas, afferre. Man sagt nicht: gratiam reddidit; denn das Wort reddere wird gewöhnlich von denen gesagt, welche Etwas auf Anfordern, oder wider Willen, oder wie sonst immer und durch einen Andern zurückgeben. Man sagt auch nicht reposuit beneficium, oder solvit; man fand hier kein Wort passend, das von Geldschulden gebraucht wird. Referre heißt etwas demjenigen, von welchem man es empfangen, (wieder) bringen: dieses Wort bedeutet ein freiwilliges Wiederbringen. Retulit sagt man von dem, der sich selbst gemahnt hat. Der Weise wird bei sich selbst Alles abwägen; wie viel er empfangen, von wem, wann, wo und wie. Ich behaupte also, Niemand, als der Weise, verstehe

es, sich dankbar zu beweisen (gratiam referre): wie auch nur der Weise eine Wohlthat zu gewähren weiß. Denn der Weise ist es, der sich mehr des Gebens freut, als des Empfangens.

Dieß rechnet man unter die befremdenden Behauptungen der Stoiker, welche die Griechen Paradoxa nennen, und spricht: „Also Niemand, als der Weise, versteht es, sich dankbar zu beweisen? Folglich versteht auch Niemand sonst, dem Gläubiger seine Schuld heimzugeben, noch, wenn er etwas gekauft hat, dem Verkäufer den Kaufpreis zu zahlen?" Damit man uns dieß nicht verüble, so wisse man, daß Epicurus dasselbe sagt. Wenigstens sagt Metrodorus: „Nur der Weise versteht dankbar zu seyn." Und doch wundert sich Ebenderselbe, wenn wir sagen: „Nur der Weise weiß zu lieben; nur der Weise ist ein Freund. Nun ist aber die Erweisung der Dankbarkeit ein Theil der Liebe und Freundschaft; ja sie ist noch gewöhnlicher, und zeigt sich bei mehreren, als die wahre Freundschaft." Wiederum wundert sich Derselbe, wenn wir sagen: „Treue ist nur bei dem Weisen:" als ob er nicht selbst das Nämliche sagte. Oder glaubst du, man wisse Treue zu beweisen, wenn man nicht versteht, dankbar zu seyn? Mögen sie also aufhören, uns in übeln Ruf bringen zu wollen, als werfen wir mit Hirngespinnsten um uns; mögen sie wissen, daß bei dem Weisen die Tugend selbst, bei der Menge nur ihr Schein und Schattenbild zu finden ist! Dank zu erweisen versteht nur der Weise. Auch der Unwissende mag ihn erweisen, wie sich's eben trifft, und so gut er's vermag: es mag ihm mehr die Einsicht, als der gute Wille abgehen; denn das Wollen lernt man nicht. Der Weise aber wird alle Umstände

unter sich vergleichen: es wird nach Zeit, Ort und Umständen Größeres oder Wenigeres von ihm geschehen, wiewohl es immer dasselbe ist. Denn oft haben reichliche Summen, womit ein Haus überschüttet ward, nicht so viel ausgerichtet, als tausend Denarien zu rechter Zeit gegeben. Denn es ist ein großer Unterschied, ob du Jemand beschenkst, oder unterstützest; ob deine Freigebigkeit ihn rettet, oder nur bereichert. Oft ist das, was man giebt, eine Kleinigkeit; aber was daraus hervorgeht, sehr wichtig. Und welchen Unterschied macht es nicht, ob Einer aus dem eigenen Geldkasten nimmt, was er giebt, oder Wohlthaten annimmt, um welche zu ertheilen?

Um jedoch nicht auf einen genügend untersuchten Gegenstand zurückzukommen, so wird der rechtschaffene Mann bei einer solchen Vergleichung der Wohlthat und der Beleidigung zwar völlig gerecht urtheilen; allein er wird mehr die Wohlthat begünstigen, mehr auf diese Seite sich neigen. Sehr richtig ist aber in solchen Dingen auch die Rücksicht auf die Personen. Du hast mir eine Wohlthat hinsichtlich eines Sclaven erwiesen, und hast mich beleidigt in der Person meines Vaters; du hast mir einen Sohn gerettet, aber den Vater genommen. Und so wird der Weise alles nach einander in Betracht ziehen, worauf es bei einer solchen Abwägung ankommt, und wenn der Unterschied unbedeutend ist, ihn gar nicht beachten, sondern auch dann gerne verzeihen, wenn der Ueberschuß der Beleidigung groß ist, wofern es unbeschadet heiliger Pflichten und des Gewissens geschehen kann, das heißt, wenn die ganze Beleidigung nur ihn allein angeht. Im Ganzen ergiebt sich: er wird sich bei diesem

Tausche leicht behandeln und es gerne geschehen lassen, daß ihm mehr aufgerechnet werde. Ungerne wird er sich des Dankes für eine Wohlthat durch Anrechnung einer Beleidigung entbinden; seine Neigung wird immer darauf gerichtet seyn, Andern zu Dank sich verpflichtet zu fühlen, und diesen zu erweisen. Man ist aber im Irrthum, wenn man Wohlthaten lieber annimmt als erweist. Wie man mit leichterem Herzen Schulden zahlt, als borgt, so muß auch der, welcher sich von der großen Schuld einer empfangenen Wohlthat befreit, um vieles froher seyn, als der, welcher sich erst verpflichtet. Denn auch hierin irrt der Undankbare sehr, daß er meint, Wohlthaten zinsfrei nützen zu können, während er doch einem Gläubiger außer dem Capital noch Interessen zahlt. Auch die Schuld der Dankbarkeit wächst mit dem Verzug, und man hat um so mehr zu zahlen, je später man zahlt. Undankbar ist, wer eine Wohlthat ohne Zinsen zurückgiebt. Also auch hierauf muß Rücksicht genommen werden, wenn man Einnahme und Ausgabe vergleicht.

Man muß alles thun, was man kann, um sich möglichst dankbar zu beweisen. Denn dieß kommt uns selbst zu Gute; so wie auch das Gerechtseyn nicht, wie man gewöhnlich glaubt, nur Andern zu Statten kommt, sondern noch weit wohlthätiger auf uns selbst zurückwirkt. Immer nützen wir uns selbst, wenn wir Andern nützen. Ich meine damit nicht, der, welchem du geholfen, werde dir wieder helfen; den du vertheidigt, werde ein andermal dich in Schutz nehmen, weil ein gutes Beispiel rückwärts auf den wirkt, der es gegeben, so wie schlimme Beispiele ihren eigenen Urhebern schaden, und man Niemand bemitleidet, der Beleidigungen erfährt,

wenn er selbst gelehrt hat, daß man sie Andern zufügen könne; sondern ich meine, jede Tugend habe ihre Belohnung in sich selbst. Man übt sie nicht um äußern Vortheils willen; recht gethan zu haben, ist der Lohn der guten That. Ich bin dankbar, nicht damit der Andere, durch meinen Vorgang aufgemuntert, mir desto lieber Gutes erweise; sondern damit ich thue, was an sich das angenehmste und schönste ist. Ich bin dankbar, nicht weil es nützt, sondern weil es gut ist. Um dich davon zu überzeugen, so sage ich dir: im Fall ich mich nicht anders dankbar erweisen könnte, als so, daß ich undankbar schiene, im Fall ich eine Wohlthat nicht anders, als durch eine scheinbare Beleidigung erwiedern könnte, so würde ich mit aller Seelenruhe den sittlichguten Zweck, der ungünstigsten Beurtheilung meiner Handlungsweise ungeachtet, verfolgen. Ich glaube, man kann die Tugend nicht höher achten, man kann sich ihr nicht mehr zu eigen geben, als wenn man den Ruhm eines rechtschaffenen Mannes aufopfert, um sein gutes Gewissen sich zu bewahren. So kommt, wie ich sagte, deine Dankbarkeit mehr dir, als dem Andern zu gut. Denn diesem widerfährt das ganz Gewöhnliche und Alltägliche, daß er wieder erhält, was er gegeben hatte; dir das sehr Wichtige, aus dem glücklichsten Seelenzustande Hervorgehende — daß du dankbar bist. Wenn die Schlechtigkeit unglücklich macht und die Tugend glücklich, Dankbarkeit aber eine Tugend ist, so hast du etwas Gewöhnliches zurückgegeben, etwas Unschätzbares aber gewonnen, das Bewußtseyn der Dankbarkeit, welches nur einem großdenkenden, glücklichen Gemüthe zu eigen wird.

Von der entgegengesetzten Seelenstimmung ist die höchste Unglückseligkeit unzertrennlich. Kein Undankbarer wird erst unglücklich seyn; er ist es schon. Laß uns daher die Undankbarkeit vermeiden, nicht um Anderer, sondern um unserer selbst willen. Von jeder Schlechtigkeit geht nur die schwächste und unbedeutendste Wirkung auf Andere über; das Schlimmste, was an ihr ist, daß ich so sage, der Bodensatz, bleibt im Innern zurück, und drückt ihren Besitzer, wie unser Attalus zu sagen pflegte: „die Bosheit trinkt ihr Gift größtentheils selbst." Das Gift, welches die Schlangen ohne allen Nachtheil für sich selbst in sich tragen, während sie Andern damit verderblich werden, ist diesem Gifte nicht ähnlich; dieses ist am schädlichsten für die, welche es bei sich haben. Der Undankbare plagt sich mit selbstgeschaffenem Verdruß; er ärgert sich über das Empfangene und setzt es herab, weil er es erwiedern soll; Beleidigungen aber nimmt er schwer und vergrößert sie. Wer ist aber unglücklicher als ein Mensch, dem die Wohlthaten entfallen und nur Beleidigungen haften bleiben? Der Weise dagegen verschönert sich jede empfangene Wohlthat, stellt sie sich in's vortheilhafteste Licht und erfreut sich eines beständigen Andenkens an dieselbe. Der Schlechte hat nur Ein Vergnügen, und dieß blos für den Augenblick, wo er die Wohlthat empfängt, während dem Weisen ein langer und ungestörter Genuß bleibt. Denn diesen erfreut nicht das Empfangen, sondern das empfangen haben: dieß ist unvergänglich und ununterbrochen. Was ihn beleidigte, verachtet er; er vergißt es nicht aus Unachtsamkeit, sondern weil er will. Er kehrt nicht Alles zum Bösen, und sucht nicht, wem er Zu=

fälliges zur Last lege; vielmehr schreibt er wirkliche Verschuldungen der Menschen dem Schicksal zu. Er deutet nicht Worte noch Mienen mit Argwohn; was auch geschieht, mildert er durch die schonendste Auslegung, und gedenkt lieber einer Wohlthat als einer Beleidigung. Er läßt, so viel er kann, sein Gedächtniß bei dem Früheren und Besseren verweilen, und ändert seine Gesinnung gegen solche, die sich um ihn verdient gemacht, nicht, wenn nicht die spätern Wehethaten um vieles überwiegen, und der Unterschied, auch wenn er gerne die Augen dagegen verschlöße, zu auffallend ist: aber auch in diesem Falle beschränkt er sich darauf, nach der größern Beleidigung so zu seyn, wie er vor dem Empfang der Wohlthat war. Denn wenn die Beleidigung der Wohlthat gleich ist, so bleibt immer etwas von Wohlwollen in seinem Gemüthe zurück. Wie ein Angeklagter bei Stimmengleichheit losgesprochen wird, und in allen zweifelhaften Fällen die Menschlichkeit für das Mildere sich entscheidet; so wird auch das Gemüth des Weisen, wenn die Verdienste den Beleidigungen gleich kommen, zwar aufhören, in Verpflichtung zu stehen, aber nicht aufhören, in derselben stehen zu *wollen*: er wird es machen, wie die, welche ihre Schulden auch nach der Liquidation zahlen.

Uebrigens kann man nur dann dankbar seyn, wenn man jene Dinge alle verachtet, welche den Pöbel außer sich bringen. Wenn du dich dankbar beweisen willst, so mußt du dich auch entschließen können, in die Verbannung zu wandern, dein Blut zu vergießen, die Armuth dir gefallen zu lassen; mußt es geschehen lassen, daß dein guter Name beschmutzt und unwürdigen Nachreden ausgesetzt werde. Die

Dankbarkeit kommt nicht so wohlfeil zu stehen. Wir schätzen nichts höher als eine Wohlthat, so lange wir darum bitten; nichts geringer, sobald wir sie empfangen haben. Du fragst, was es denn sey, das uns das Empfangene so schnell vergessen läßt? Die Begierde nach Neuem. Wir denken nicht, was wir erhalten haben, sondern was wir erhalten möchten. Wir werden von dem Rechten abgezogen durch Reichthum, Ehrenstellen, Macht und Anderes, was in unserer Einbildung kostbar, nach seinem wahren Gehalt werthlos ist. Wir wissen die Dinge nicht zu schätzen: nicht die Meinung der Menschen, sondern die Natur haben wir über ihren Werth zu befragen. Sie haben an sich nichts Großes, wodurch sie unsern Sinn an sich ziehen könnten; wir bewundern sie blos aus Gewohnheit. Man preist sie nicht, weil sie wünschenswerth sind, sondern man wünscht sie, weil sie gepriesen werden, und nachdem der Irrthum Einzelner einen allgemeinen erzeugt, so erzeugt der allgemeine Irrthum denselben wieder bei Einzelnen. Aber wenn wir hierin dem Volke getreulich glauben, so laß uns ihm auch darin glauben, daß nichts löblicher sey als Dankbarkeit. Alle Städte, alle Nationen auch der Barbarenländer rufen dieß laut; Gute und Schlechte sind darin Eins. Sonst werden die Einen sich das Vergnügen loben, Andere der Arbeit den Vorzug geben, Diese den Schmerz das größte Uebel nennen, Jene ihn nicht einmal für ein Uebel gelten lassen; der Eine wird den Reichthum zu den höchsten Gütern zählen, der Andere behaupten, daß er zum Unheil des Menschengeschlechtes aufgekommen und daß derjenige der Reichste sey, welchem das Glück nichts zu schenken wisse. Bei dieser so großen Verschiedenheit des

Urtheils werden dir doch Alle wie aus Einem Munde es bekräftigen, daß man gegen Wohlthäter dankbar seyn müsse. Hierin allein ist der so uneinige Haufe einstimmig — und doch vergelten wir nicht selten Wohlthaten mit Beleidigungen? Die erste Ursache der Undankbarkeit ist bei Manchem, daß es ihm an Vermögen fehlt, hinlänglich dankbar zu seyn. So weit ist es gekommen mit dem Wahnsinn der Menschen, daß es höchst gefährlich ist, Jemanden große Wohlthaten zu erweisen: denn weil er es doch für schimpflich hält, sie nicht zu erwiedern, so will er lieber, daß der Mann gar nicht sey, dem er sie erwiedern sollte. Er behalte, was er empfangen; ich verlange, ich fordere nichts zurück: nur möge es mir nicht gefährlich seyn, ihm genützt zu haben. Kein Haß ist gefährlicher, als der aus der Beschämung hervorgeht, seinem Wohlthäter schlecht gedankt zu haben.

Zweiundachtzigster Brief.

Ziehe dich zurück und waffne dich mit der Philosophie gegen die Uebel der Welt, vor allem gegen die Todesfurcht.

Ich bin wegen Deiner nicht länger in Sorgen. — „Und welcher Gott," fragst Du, „steht Dir etwa für mich ein?" — Ein Bürge, der Niemand trügt, Dein eigenes, das Rechte und Gute liebendes Herz:" der bessere Theil Deines Selbst

ist in Sicherheit. Das Schicksal kann Dir Schaden thun; aber, was weit wichtiger ist, ich fürchte nicht, daß Du Dir schadest. Fahre fort, wie Du begonnen: behaupte diese Haltung des Lebens und lebe geruhig, doch nicht bequem. Ich will lieber, daß ich es schlecht habe, als bequem. „Schlecht" nehme ich hier so, wie das Volk zu thun pflegt, für hart, herbe, mühevoll. Man hört oft die Leute von dem Leben Dieses oder Jenes, den sie beneiden, lobend sagen: Der lebt bequem! Sie sagen damit: er ist ein schlechter Mensch. Denn nach und nach erschlafft ein solches Gemüth und zerfließt gleich der Zeit, die es in faulem Nichtsthun hinbringt. Zu erstarren stünde wahrlich dem Manne besser an. — Diese Weichlinge fürchten den Tod, dem sie doch schon ihr Leben verähnlicht haben. Denn was ist für ein Unterschied zwischen Nichtsthun und Begrabenliegen? — „Aber wie?" fragst Du, „ist es nicht viel besser, sogar müßig zu liegen, als sich in jenen Winkeln öffentlicher Geschäfte umzutreiben?" Beides bringt den Tod, diese krampfhafte Spannung und jene Starrsucht. Nicht minder todt ist, wessen Leiche in Wohlgerüchen liegt, als wen der Henker am Haken schleppt *). Muße ohne Wissenschaften ist Tod, ist das Grab eines Lebenden. Und was hilft es, uns zurückzuziehen? Als ob nicht auch über das Meer hin die Ursachen unseres Kummers uns folgten. Wo ist ein Versteck, in welchen nicht die Todesfurcht dränge? Wo hat Einer seine Lebensruhe so umschanzt, so in die Tiefe zurückgezogen, daß kein Schmerz ihn ängstigte? Wohin Du Dich auch bergen magst, überall umbrausen Dich die

*) In die Tiber, wie die hingerichteten Verbrecher.

menschlichen Uebel. Viele derselben sind außer Dir, und ziehen sich rings um Dich her, wo sie etwa Dich bethören möchten oder bedrücken; viele sind in Dir, und wallen auf in Mitten der Einsamkeit.

Mit der Philosophie müssen wir uns umgeben, dieser unüberwindlichen Mauer, die das Schicksal mit noch so vielem Sturmzeug angreifen mag — doch wird es sie nie übersteigen. Unbesiegbar ist die Stellung der Seele, die von allem Aeußern sich zurückgezogen hat und in ihrer Burg sich vertheidigt: kein Geschoß dringt bis zu ihr hinan. Das Schicksal hat keine langen Arme, wie wir glauben; es ergreift Keinen, der sich nicht an dasselbe hängt. Treten wir denn zurück von ihm, so weit wir können; und dieß wird uns nur durch die Erkenntniß unserer selbst und der Natur möglich werden. Man muß wissen, woher man kam und wohin man gehe; was uns gut sey und was nicht; was wir begehren und was wir vermeiden; was jene Vernunft sey, welche das Erstrebenswerthe und das Verwerfliche unterscheidet, die Wuth der Begierden dämpft und die Macht aller Schrecknisse beschränkt. Die letzteren glauben Manche von selbst, ohne Hilfe der Philosophie, bewältigt zu haben: aber wenn irgend ein Unfall sie in ihrer Sicherheit auf die Probe gestellt hat, wird endlich das Geständniß [ihres Irrthums] ihnen abgezwungen; jene großen Worte sind dahin, wenn der Folterknecht ihre Hand fordert, wenn der Tod ihnen nahe tritt. Dann sage einem Solchen: leicht war's, abwesende Uebel herauszufordern; aber hier ist der Schmerz, der, wie Du sagtest, sich so leicht ertragen läßt; hier der Tod, gegen

welchen Du so viele große Worte im Munde führtest! Es pfeift die Geißel, es blitzt das Schwert:

Jetzt ist Muth, Aeneas, dir noth, jetzt männliche Fassung *).

Diese männliche Fassung aber wird durch anhaltendes Nachdenken gewonnen, wenn wir uns dabei nicht in Redensarten, sondern in tüchtiger Gesinnung üben, wenn wir auf den Tod uns vorbereiten, gegen welchen uns derjenige nicht ermuthigt und kräftigt, der mit Sophistereien uns zu überreden sucht, daß der Tod kein Uebel sey. Es macht mir Vergnügen, trefflichster Lucilius, über die griechischen Spielereien zu lachen, die ich gleichwohl, so sehr es mich wundert, noch nicht ganz von mir geschafft habe. Unser Zenon bedient sich dieses Schlusses: „Kein Uebel ist rühmlich; der Tod aber ist rühmlich; also ist der Tod kein Uebel." Nun ist's gewonnen! ich bin von aller Furcht befreit; nun werde ich nicht anstehen, meinen Nacken darzubieten. Ich wollte, er hätte die Sache ernsthafter genommen, statt einen Sterbenden — zum Lachen zu reizen. Ich weiß Dir wahrlich nicht zu sagen, ob es abgeschmackter sey, zu glauben, mit einem solchen Syllogismus lasse sich die Todesfurcht vertreiben, oder sich die Muße zu geben, ihn aufzulösen, als ob es zur Sache diente. Denn Zeno selbst stellt ihm einen andern Schluß entgegen, der davon genommen ist, daß wir den Tod zu den gleichgültigen Dingen rechnen, welche die Griechen ἀδιάφορα nennen. Er sagt: „Nichts Gleichgültiges ist rühmlich; der Tod aber ist rühmlich; also ist der Tod nichts Gleichgültiges." Du siehst, was dieser Schluß erschleichen

*) Virgil. Aeneid. VI, 26.

will. Der Tod (an sich) ist nicht rühmlich; muthvoll sterben aber ist rühmlich. Und wenn er sagt, nichts Gleichgültiges ist rühmlich, so gebe ich dieß nur in so fern zu, daß ich sage, es giebt nichts Rühmliches, was sich nicht an dem Gleichgültigen erwiese. Gleichgültige Dinge, d. i. weder Gutes noch Uebel, nenne ich Krankheit, Schmerz, Armuth, Verbannung, Tod. Keines von diesen Dingen ist an sich ruhmlich; doch giebt es nichts Ruhmliches ohne diese. Nicht die Armuth wird gelobt, sondern wer sich durch sie nicht demüthigen, nicht beugen läßt; nicht die Verbannung lobt man, sondern wer darüber nicht trauert; auch den Schmerz nicht, sondern wer von ihm nicht bezwungen wird. Niemand endlich lobt den Tod, sondern den, welchem der Tod die Seele eher entführt, als trübt. Alles jenes ist nicht ehrenvoll noch rühmlich an sich: es wird dieses erst, wenn die Tugend sich damit zu thun macht. Jene Dinge liegen unentschieden in der Mitte; es kommt darauf an, ob die Schlechtigkeit oder die Tugend Hand an sie legt. Jener Tod, der bei Cato rühmlich war, ist bei Decimus Brutus schimpflich und ehrlos. Ich meine jenen Brutus, der, als er sterben sollte, Aufschub suchte und bei Seite ging, ein Bedürfniß zu befriedigen, darauf, als man ihn zum Tode rief und den Nacken darreichen hieß, sagte: „ich werde ihn darreichen, so wahr ich zu leben wünsche!" Welcher Unsinn, fliehen zu wollen, wenn man nicht zurück kann! „Ich werde ihn darreichen, so wahr ich zu leben wünsche!" Nicht viel fehlte, so hätte er hinzugesetzt: „auch unter Antonius." Wahrlich der Mensch hätte verdient, zum Leben verurtheilt zu werden.

Du siehst also, daß, wie ich oben sagte, der Tod für sich selbst weder ein Uebel noch ein Gut ist. Für Cato war er höchst ehrenvoll, höchst schimpflich für Brutus. Jedes Ding erhält eine Würde, die es an sich nicht hat, durch das Hinzutreten der Tugend. Wir nennen ein Zimmer hell; dasselbe aber ist vollkommen dunkel des Nachts: der Tag giebt ihm sein Licht, die Nacht nimmt es ihm. So ist es mit allen Dingen, die wir die gleichgültigen oder mitten inne stehenden nennen, mit Reichthum, Stärke, Schönheit, Ehrenämtern, Königsmacht, und hinwieder mit Tod, Verbannung, Krankheit, Schmerz, und was sonst noch mehr oder minder uns furchtbar ist; Tugend und Schlechtigkeit giebt ihnen den Namen eines Gutes oder eines Uebels. Ein Metallklumpen ist für sich weder warm noch kalt; in den Ofen geworfen wird er warm, und wieder kalt, wenn man ihn ins Wasser legt. Der Tod wird ehrenvoll durch das Ehrenvolle, das ist, durch die Tugend und ein das Aeußere verachtendes Gemüth.

Uebrigens ist auch unter diesen sogenannten Mitteldingen ein großer Unterschied. Der Tod ist nicht in dem Grade gleichgültig, in welchem es gleichgültig ist, ob die Zahl unserer Haare eine gerade oder ungerade sey. Der Tod gehört zu den Dingen, welche zwar kein Uebel sind, aber doch das Aussehen eines Uebels haben. Was uns verhindert, mit dem Tode uns zu befreunden, ist die Selbstliebe, das uns angeborne Verlangen, fortzudauern und uns zu erhalten, der Abscheu vor Auflösung und der Gedanke, daß er uns so viele Güter entreißen und uns aus der Fülle alles dessen, woran wir uns gewöhnt haben, hinwegführen wird. Ferner

kennen wir schon, was wir hier haben; wie es dort seyn wird, wohin wir gehen sollen, wissen wir nicht; das Unbekannte aber macht uns bange. Ueberdieß haben wir eine natürliche Furcht vor der Dunkelheit, in welche der Tod uns nach der gewöhnlichen Vorstellung einführen soll. Wenn also der Tod auch gleichgültig ist, so ist er doch nicht unter den Dingen, über welche man sich leicht wegsetzen kann: durch lange Uebung muß die Seele stark werden, um seinen Anblick und seine Ankunft zu ertragen. Die Verachtung des Todes ist weit nöthiger, als sie allgemein ist; man macht sich zu viele Vorstellungen von ihm; viele geistreiche Männer haben sich um die Wette bemüht, seinen Ruf zu verschlimmern; man beschrieb ein Gefängniß unter der Erde, einen weiten, mit ewiger Nacht bedeckten Raum, in welchem der gewaltige Wächter des Orcus

Ueber benagtes Gebein in blutiger Höhle sich lagert,
Durch endloses Gebell die entfärbten Geister erschreckend *).

Allein auch wenn Du überzeugt bist, daß dergleichen nur Fabeln sind und daß es für Todte nichts mehr zu fürchten giebt, so stellt sich eine andere Furcht ein; denn man fürchtet sich eben so sehr, nirgends, als in der Unterwelt zu seyn. In muthigem Widerstande gegen solche Bethörungen eines verjährten Wahnes den Tod ertragen — wie sollte dieß nicht rühmlich seyn und zu den größten Leistungen der menschlichen Seele gehören? Denn diese wird sich nie zur Tugend erheben, so lange der Tod ihr als ein Uebel erscheint; sie wird es aber, wenn sie ihn für gleichgültig halten wird. Es liegt

---

*) Virg. Aeneid. VIII, 297. VI, 401.

nicht in der Natur, daß man mit hohem Muthe zu dem hinzutrete, was man für ein Uebel ansieht; man nähert sich ihm zaudernd und ungern; rühmlich aber ist nicht, was unwillig und mit Widerstreben geschieht. Die Tugend thut nichts aus Zwang. Dazu kommt, daß eine Handlung keinen sittlichen Werth hat, wenn nicht das ganze Herz dabei war, wenn es auch nur zu einem kleinen Theile sich widerspenstig bewiesen. Unterwirft man sich aber einem Uebel entweder aus Furcht vor einem noch schlimmeren, oder aus Hoffnung auf Güter, gegen welche das geduldige Aushalten eines einzigen Uebels nicht in Betracht kommt, so ist das Urtheil des Handelnden in sich uneins: auf der einen Seite fordert es ihn auf, sein Vorhaben auszuführen; auf der andern heißt es ihn der verdächtigen und gefährlichen Sache sich entziehen: so wird er nach entgegengesetzten Richtungen gezogen, und wenn dieß ist, so ist sein Ruhm dahin. Denn die Tugend vollzieht ihre Beschlüsse in ungetheilter Stimmung: sie fürchtet sich nicht vor dem, was sie thut.

Nimmer trete vor Uebeln zurück; nur muthiger vorwärts,
Wo nur Bahn das Geschick dir vergönnt — — — *).

Aber muthig wirst Du nicht vorwärts gehn, wenn Du dort Uebel zu sehen glaubst. Dieser Irrthum ist aus der Brust zu verbannen; sonst wird immer ein Mißtrauen haften, welches den Schwung der Seele lähmt; man wird hinein gestoßen werden in das, auf was man losgehen sollte.

Unsere Stoiker wollen zwar, daß Zeno's Schluß als wahr erscheine, jener entgegengesetzte aber als trügerisch und

*) Aeneid. VI, 95 f.

falsch. Ich will dergleichen nicht nach den Regeln der Dialectik, jener müßigen Spielerei mit künstlichen Schlingen, prüfen: meine Meinung ist, daß dieses ganze Wesen, womit der Gefragte *) eingeengt wird, und, zum Geständniß gebracht, zugiebt, was er nicht für wahr hält, fortzuschaffen sey. Für die Wahrheit gilt es ein einfacheres Verfahren, gegen die Furcht ein kräftigeres. Eben jene Sätze, mit welchen sie um sich werfen, möchte ich lieber ausführen und erweitern, um zu überzeugen, statt zu imponiren. Wer ein Kriegsheer in die Schlacht führt, das für Gattinnen und Kinder sterben soll, wie wird er es anreden? Ich erinnere Dich an die Fabier, welche den Krieg des ganzen Staates auf Ein Haus übernahmen. Ich zeige Dir jene Lakonen, die sich in den Engpässen der Thermopylen aufstellen, und dort so wenig auf Sieg, als auf Rückzug rechnen können: dieser Ort soll ihr Grab werden. Wie willst Du sie ermuthigen, daß sie mit ihren Körpern den Sturz der ganzen Nation aufhalten und lieber ihr Leben, als ihre Stellung aufgeben? Wirst Du ihnen sagen: „ein Uebel ist nicht rühmlich; nun aber ist der Tod rühmlich; also ist der Tod kein Uebel?“ — Eine kraftvolle Anrede! Wer wird nach einer solchen noch Bedenken tragen, in die feindlichen Schwerter sich zu stürzen und auf dem Platze zu sterben? Doch Leonidas — wie muthvoll sprach der zu den Seinen! „Nehmt euer Frühmahl, Waffengenossen; die Abendmahlzeit halten wir in der Unterwelt!“ Der Bissen quoll ihnen nicht im

*) d. h. der Gegner im wissenschaftlichen Streite, weil man den Prämissen der Syllogismen, womit man jenem zusetzte, die Frageform gab.

Munde, blieb ihnen nicht im Schlunde stecken, entfiel nicht ihren Händen; wohlgemuth sagten sie zum Frühmahl zu wie zu der Abendmahlzeit. Und jener römische Heerführer *), der seine zur Besetzung eines gewissen Punktes befehligten Truppen mitten durch das zahlreiche feindliche Heer zu führen hatte, sprach so zu denselben: „dorthin müssen wir, Waffenbrüder; der Rückweg ist erspart!" Siehe, wie einfach und gebieterisch die Sprache des Muthes ist. Welchen Sterblichen vermöchten eure Fangschlüsse entschlossener und hochherziger zu machen? Sie lähmen die Kraft des Geistes, der nie weniger zu beengen, und in kleinlichte und spitzfindige Gedanken einzuzwängen ist, als wenn es sich um etwas Großes handelt. Nicht Dreihunderten nur, sondern allen Sterblichen ist die Furcht vor dem Tode zu benehmen. Wie willst Du jene belehren, daß er kein Uebel sey? Wie die Vorurtheile aller Zeiten überwinden, welche wir schon in der Kindheit uns aneignen? Wie willst Du zu der menschlichen Schwäche sprechen? Womit den entflammen, der mitten unter die Gefahren sich stürzen soll? Mit welcher Rede wirst Du diese einmüthige Angst, mit welcher Gewalt des Genies diesen Dir sich entgegenstemmenden Glauben der Menschheit aus dem Felde schlagen? Wirst Du nur verfängliche Worte zusammenkünsteln und Syllogismen flechten? Nur starken Waffen erliegt ein starkes Ungethüm. Jene gräßliche Schlange in Afrika, welche den römischen Legionen fürchterlicher als der Feind war, wurde vergebens mit Pfeilen und Schleudern

*) Nach Cato Origg. (bei Gellius N. A. III, 7.) der Kriegstribun Q. Cäcidius.

angegriffen; nicht einmal mit Wurfspießen war sie zu verwunden; von der ungeheuern Masse des nach Verhältniß des Umfangs festen Körpers prallten Eisen und alle von Menschenhänden geschwungene Waffen ab: nur Felsblöcke konnten sie endlich zerschmettern. Und gegen den Tod schleuderst Du so winzige Geschoße? Den Löwen willst Du mit einer Pfrieme empfangen? Spitzig ist zwar, was Du sagst: aber was ist spitziger als der Stachel der Kornähre? Manches wird gerade durch seine Feinheit unnütz und wirkungslos.

Dreiundachtzigster Brief.

Seneca hat seinem Freunde Nichts zu verhehlen: er theilt ihm mit, was ihn beschäftigt. Zunächst eine Betrachtung über die Unzulänglichkeit mancher stoischen Beweisführungen, namentlich in Beziehung auf das Laster der Trunkenheit.

Ich soll Dir von jedem meiner Tage und zwar vollständige Rechenschaft geben. Du denkst vortheilhaft von mir, wenn Du glaubst, daß ich Nichts von denselben zu verhehlen habe. Allerdings sollten wir so leben, als lebten wir vor Aller Augen – so denken, als könne Einer in unser innerstes Herz sehen. Und so ist es: denn was hilft es, wenn Etwas vor den Menschen verborgen ist? Der Gottheit ist Nichts verschlossen: sie ist in unsern Herzen gegenwärtig und

tritt mitten in unsere Gedanken. Sie tritt in unsere Gedanken, sage ich? Als ob sie sich jemals entfernte! — Ich werde also thun, was Du verlangst, und Dir alles, was ich treibe, der Ordnung nach gerne mittheilen. Ich werde mich von Stunde an beobachten, und was so ungemein heilsam ist, meinen Tag bei mir selbst wiederholen. Das wirkt am meisten zu unserer Verschlechterung, daß Niemand auf sein Leben zurücksieht. Nur was wir thun wollen, bedenken wir, und auch das nicht selten genug; was wir gethan haben, bedenken wir nicht; und doch ist die Vergangenheit die Rathgeberin der Zukunft. Der heutige Tag war ganz mein. Niemand hat mir einen Theil desselben entzogen: er gehörte abwechselnd meinem Ruhebett und meinen Büchern. Nur ganz wenige Zeit schenkte ich der Uebung des Körpers. Und auch in so fern bin ich dem Greisenalter Dank schuldig; diese Uebungen kosten mich nicht viele Zeit. Wenn ich mich nur bewege, so bin ich ermüdet, und dieß ist ja das Ziel der körperlichen Uebung auch für die Stärksten. Wer meine Progymnasten seyen, fragst Du? Mir genügt Einer, Earinus, wie Du weißt, ein liebenswürdiger Knabe. Allein ich werde eine Aenderung machen; denn ich suche bereits einen zartern. Zwar sagt Jener, wir Beide hätten dieselbe Crisis, indem mir wie ihm die Zähne ausfallen; aber schon jetzt kann ich ihn im Wettlauf kaum einholen, und in wenigen Tagen werde ich es nicht mehr können; Du siehst also, was ich bei meiner Leibesübung gewinne. Zwei Personen, die in entgegengesetzter Richtung reisen, trennt bald ein großer Zwischenraum. Während es mit Jenem aufwärts geht, geht es mit mir abwärts, und du weißt, um wie viel schneller das letztere geschieht.

Doch, ich habe die Wahrheit nicht gesagt; es geht nicht abwärts mit meinem Alter: es fällt. — Wenn Du übrigens wissen willst, wie es mit unserem heutigen Wettlauf ging, so haben wir, was Läufern selten begegnet, das Ziel zu gleicher Zeit erreicht *). Nach dieser, nicht sowohl Uebung, als Erschöpfung begab ich mich ins kalte Bad; denn so heißt bei mir das lauwarme. Ich, jener starke Kaltbader, der ich jedesmal am ersten Januar den Kanal begrüßte, und das neue Jahr, statt irgend Etwas [von guter Vorbedeutung] zu lesen, zu schreiben, oder zu sprechen, mit einem Sprung in die Aqua Virgo **) einweihte, verlegte zuerst mein Quartier an die Tiber ***) und darauf in diese Badewanne, welche, wenn ich mich recht stark fühle und alles ehrlich zugeht, nur die Sonne erwärmt. So fehlt mir nicht viel zum warmen Bade. — Hierauf esse ich trockenes Brod und nehme, ohne mich niederzulassen, ein Frühstück, nach welchem ich die Hände nicht zu waschen brauche. [Des Mittags] schlafe ich äußerst wenig; Du kennst meine Gewohnheit; ich erlaube mir nur einen sehr kurzen Schlummer und spanne mich nur gleichsam ab. Mir genügt, nicht mehr zu wachen; ob ich wirklich geschlafen habe, weiß ich manchmal nicht: oft vermuthe ich es nur. — Horch! da umbraust mich der Lärm des Circus; ein allgemeiner Schrei schlägt mit Einemmale an meine Ohren, aber mein Nachdenken verscheucht er nicht; er unterbricht es nicht einmal. Getöse kann ich mit aller Geduld

---

*) Nach Lipsius Erklärung des räthselhaften hieran fecimus.

**) Berühmte Wasserleitung in Rom.

***) Die minder kaltes Wasser führte.

ertragen; viele in Eins zusammenströmende Stimmen sind mir wie das Brausen der Wogen, wie ein Sturm, der den Wald peitscht, und wie jedes andere sinn- und bedeutungslose Geräusch.

Was ist es also, was jetzt gerade meinen Geist beschäftigt? Ich will es Dir sagen. Seit gestern denke ich darüber nach, was doch gewisse sehr einsichtsvolle Männer damit wollten, daß sie für die wichtigsten Sätze die ungründlichsten und zweideutigsten Beweise ausstellten, welche, auch wenn sie wahr seyn sollten, doch wie Lügen aussehen. Der große Zenon, der Gründer unserer großdenkenden, ehrwürdigen Schule, will uns von der Trunkenheit abschrecken. Höre nun, wie er den Schluß zieht, daß der Tugendhafte sich nicht betrinken werde: „einem Trunkenen vertraut Niemand Geheimnisse an; dem Tugendhaften aber vertraut man welche an; also wird der Tugendhafte nie trunken seyn.“ Nun siehe, wie man ihn lächerlich machen kann, indem man ihm einen ähnlichen Syllogismus entgegen hält; es genügt nämlich, von vielen dergleichen nur einen anzuführen. „Einem Schlafenden vertraut man kein Geheimniß an, wohl aber einem Tugendhaften; also schläft kein Tugendhafter.“ Posidonius vertheidigt unsern Zenon auf die einzige Weise, wie er es thun zu können glaubte; allein auch so läßt sich, glaube ich, seine Sache nicht führen. Er sagt nämlich, man brauche das Wort trunken in doppeltem Sinn: in dem einen, wenn Einer mit Wein überladen und seiner nicht mächtig ist; in dem andern, wenn er sich zu betrinken pflegt und diesem Laster unterworfen ist. Zenon nun meine einen Solchen, der trunken zu werden pflege, nicht der es wirklich

sey; einem Solchen aber werde Niemand Heimlichkeiten anvertrauen, die er beim Weine ausschwatzen könne. Dieses ist unrichtig: denn im ersten Schlusse ist die Rede von dem, der trunken ist, nicht von einem, der es seyn wird. Denn Du wirst zugeben, daß ein großer Unterschied ist zwischen einem Trunkenen und einem Trunksüchtigen; es kann einer, der trunken ist, es jetzt zum erstenmale seyn, ohne dieses Laster an sich zu haben, und der Trunksüchtige kann oft frei von Trunkenheit seyn. Ich verstehe also unter diesem Worte das, was man damit zu bezeichnen pflegt, um so mehr, wenn ein Mann es gebraucht, der sich zur Genauigkeit bekennt und seine Worte abwiegt. Dazu kommt, daß, wenn Zenon es so verstanden hat und von uns verstanden seyn wollte, dieser durch die Zweideutigkeit des Ausdrucks eine Erschleichung gesucht hat, was da nicht geschehen soll, wo man Wahrheit sucht. Mag er aber immer das Wort in jenem andern Sinne genommen haben; die Schlußfolge ist gleichwohl falsch, daß man demjenigen, der sich zu betrinken pflege, kein Geheimniß anvertraue. Wie oft werden Soldaten, die nicht immer nüchtern sind, von Feldherren, vom Tribun oder Centurio Dinge anvertraut, die verschwiegen bleiben müssen! Der Plan, den C. Cäsar (ich meine jenen, der nach des Pompejus Ermordung die Staatsgewalt inne hatte) zu ermorden, ward eben so wohl Tullius Cimber, als dem C. Cassius mitgetheilt. Cassius hatte in seinem ganzen Leben nur Wasser getrunken; Cimber dagegen war ein Trunkenbold und Schwätzer. Er scherzte selbst darüber, indem er sagte: „ich sollte irgend Jemand ertragen, der ich den Wein nicht ertragen kann?“ Jeder wird Leute zu nennen wissen, denen man keinen Wein,

wohl aber ein Geheimniß anvertrauen kann. Doch ein Beispiel, das mir beifällt, will ich anführen, um es nicht verloren gehen zu lassen; man muß für das Leben denkwürdige Beispiele sammeln, die man nicht immer aus der alten Zeit zu entnehmen hat. Der Präfekt der Stadt, L. Piso, war, seit er sich zum erstenmal betrunken, fortwährend berauscht. Nachdem er den größten Theil der Nacht gezecht hatte, schlief er bis gegen Mittag; dieß war sein Morgen. Gleichwohl verwaltete er sein Amt, von welchem die Sicherheit der Stadt abhing, mit aller Sorgfalt. Diesem gab selbst der Kaiser Augustus geheime Aufträge, als er ihm die Verwaltung Thraziens, welches er sich unterwarf, übergab; eben so Tiberius, als er nach Campanien ging und in der Hauptstadt eine verdächtige und gehässige Stimmung zurückließ. Ohne Zweifel machte Tiberius, weil es ihm mit dem stets betrunkenen Piso so gut geglückt war, in der Folge den Cossus zum Präfekten der Stadt, einen willenskräftigen, verständigen, aber dem Weine übermäßig ergebenen Mann, der einmal aus dem Senate, in welchen er von einem Zechgelage gekommen war, von unerwecklichem Schlafe überwältigt, weggebracht werden mußte. Dennoch schrieb ihm Tiberius eigenhändig über Vieles, was er nicht einmal seinen Ministern anvertrauen zu dürfen glaubte. Und nie ließ sich dieser Cossus ein Privat- oder ein Staatsgeheimniß entschlüpfen. Entfernen wir also Deklamationen, wie folgende: „Ein von Trunkenheit gebundener Geist hat sich nicht in der Gewalt: wie der Most Fässer sprengt und im Drang seiner Hitze das Unterste zu oberst wirft, so wird auch in uns, wenn der Wein aufgährt, was tief im Gemüthe verborgen lag, hervorgetrieben,

und tritt zu Tage. Wie der Trunkene, vom Weine angeschwellt, die Speisen nicht bei sich behalten kann, eben so wenig seine Geheimnisse; er giebt Eigenes wie Fremdes von sich." So häufig dieß geschehen mag, geschieht darum doch nicht selten, daß wir mit Leuten, von welchen wir wissen, daß sie den Trunk lieben, über sehr wichtige Angelegenheiten berathschlagen. Somit ist falsch, worauf man sich als auf einen Beweisgrund stützt, daß man einem Menschen, der sich oft betrinkt, nichts Geheimes anvertraue.

Wie viel vernünftiger ist es, die Trunkenheit geradezu anzugreifen und die Verwerflichkeit dieses Lasters zu zeigen, welches schon der nur erträgliche Mensch vermeiden wird, geschweige der vollkommene und weise, dem es genügt, seinen Durst zu löschen! Dieser wird, auch wenn er bisweilen in heiterer Stunde aufgefordert wird, Andern zu Gefallen etwas weiter zu gehen, doch immer diesseits der Trunkenheit stehen bleiben. Ob der Weise durch ein Uebermaaß des Weines eine Störung seines Gemüthszustandes erleide, und ob auch er thue, was Trunkene gewöhnlich thun, wollen wir später sehen. Inzwischen, wenn Du beweisen willst, daß der Tugendhafte sich nicht betrinken dürfe, warum gehst Du mit Syllogismen zu Werke? Zeige, wie schimpflich es sey, sich mehr aufzuladen, als man tragen kann, und das Maaß seines Magens nicht zu kennen; wie so Manches von Trunkenen gethan werde, worüber sie nüchtern erröthen müßten; Trunkenheit sey nichts anderes als eine freiwillige Verrücktheit. Denke Dir den Zustand eines Betrunkenen auf mehrere Tage ausgedehnt — wäre Dir sein Wahnsinn noch zweifelhaft? Auch so ist er nicht zeringer, nur kürzer. Erinnere

an des macedonischen Alexanders Beispiel, der seinen geliebtesten und treuesten Freund Clitus beim Trinkgelage niederbohrte, und, nach erkannter That, den Tod sich wünschte, wenigstens verdiente. Die Trunkenheit entzündet und offenbart jedes lasterhafte Begehren; sie entfernt die Schaam, welche schlechtem Thun sich in den Weg stellt. Denn Viele halten sich mehr aus Furcht vor Schande als aus reinem Willen von dem Verbotenen ferne. Was irgend Schlechtes verborgen gelegen, taucht auf, wenn ein Uebermaß des Weines den Geist eingenommen. Die Trunkenheit erzeugt nicht die Laster, sie bringt sie nur zu Tage. Da geduldet sich der Wollüstling nicht, bis er in seinem Schlafgemache angekommen ist; er erlaubt ohne Aufschub seinen Lüsten alles, was sie begehren. Da hat der Schamlose seines Gebrechens kein Hehl, er veröffentlicht es; da gebietet der Freche weder der Zunge noch der Hand. Es wächst der Uebermuth des Brutalen, die Grausamkeit des Gefühllosen, die Bosheit des Neidischen; jegliches Laster wird entbunden und offenbar. Denke dazu jenen Mangel an Bewußtseyn seiner selbst, die verwirrte und lallende Sprache, den unstäten Blick, den irrenden Gang, den Schwindel im Kopfe, wobei das Haus selbst in Bewegung zu sein und im wirbelnden Kreise sich zu drehen scheint; und endlich das quälende Magendrücken, wenn der Wein aufgährt und die Eingeweide spannt. Und doch ist dieses Alles noch erträglich, so lange den Trunkenen seine Kraft noch nicht verlassen hat; allein wie wird ihm, wenn der Schlaf diese lähmt und die Trunkenheit in Unverdaulichkeit sich verwandelt? — Bedenke ferner, welchen Schaden eine allgemein verbreitete Böllerei schon angerichtet hat,

Schaden eine allgemein verbreitete Völlerei schon angerichtet hat. Die muthigsten und kampfgeübtesten Völker hat sie ihren Feinden in die Hände geliefert; Thore, in vieljährigem hartnäckigen Kampfe vertheidigt, sind durch sie geöffnet worden; Menschen, die mit dem entschlossensten Widerstande sich jedes Joches erwehrten, hat sie fremder Willkühr unterworfen; Helden, auf jedem Schlachtfeld unbesiegt, hat sie mit der Kraft des Weines bezwungen. Alexander, dessen ich eben gedachte, hatte unangefochten so viele Märsche, so viele Schlachten bestanden; war, siegreich über alle Hindernisse der Zeiten und Gegenden, durch so viele Winterstürme, so viele Ströme von unbekanntem Bette, über so viele Meere gegangen: aber sein Unmaaß im Trunke und jener verhängnißvolle Herkulespokal haben ihn ins Grab gebracht. — Was ist es für ein Ruhm, viel zu fassen? Wenn Du nun auch die Palme errungen hast; wenn deine Zechbrüder, niedergestreckt von Schlaf und Uebelkeit, auf Dein Zutrinken nicht mehr Bescheid thun können; wenn Du der Einzige bist, der noch aufrecht steht; wenn Du Alle in dieser erhabenen Tugend überwunden hast, und Niemand so viel Wein zu fassen vermag, als Du — so wirst Du doch vom Fasse selbst übertroffen. Was war es sonst, was den M. Antonius, diesen großen Mann von ungewöhnlichen Talenten, zu Grunde richtete und zu fremden Sitten und unrömischen Lastern verführte, als seine Liebe zum Wein und die nicht geringere zu Kleopatra? Dieß machte, daß er ein Feind des Staates und seinen eigenen Feinden nicht gewachsen war; dieß machte ihn grausam, so daß er die Häupter der ersten Männer des Staates sich über die Tafel bringen ließ, daß er in Mitten

der köstlichsten Schüsseln und königlichen Wohllebens die Gesichtszüge und Hände der Geächteten zu erkennen suchte, und vom Wein übersättigt nach Blut dürstete. Unverzeihlich war es schon, daß er sich zu betrinken pflegte; noch unverzeihlicher, daß er in der Trunkenheit solche Dinge verübte. Aber fast immer ist Grausamkeit im Gefolge der Völlerei; denn diese stört den gesunden Zustand des Gemüths, und reizt es zur Heftigkeit auf. Wie die Augen durch anhaltende Krankheiten so empfindlich werden, daß auch der schwächste Sonnenstrahl sie schmerzhaft reizt, so verwildert das Gemüth bei fortgesetzter Trunkenheit. Denn wer häufig nicht bei sich ist, bei dem verhärten sich die Laster unter der Gewohnheit dieses Wahnsinns, und, vom Weine erzeugt, wirken sie auch ohne diesen.

So zeige, warum der Weise sich nicht betrinken darf: beweise das Häßliche und Nachtheilige der Sache mit Thatsachen, nicht mit Worten. Und nichts ist leichter. Zeige, daß, was man Vergnügen nennt, zur Strafe wird, sobald es das Maaß überschreitet. Wenn Du aber darthun wolltest, der Weise könne zwar mit Wein sich anfüllen, werde aber, auch wenn er berauscht sey, gleichwohl seine richtige Haltung nicht aufgeben *), so könntest Du auch behaupten, er werde nicht sterben, auch wenn er Gift getrunken, nicht einschlafen, wenn er einen Schlaftrank genommen, noch auch, wenn er Nießwurz bekomme, alles dasjenige ausstoßen, was er in sich hat. Nein! wenn seine Füße wanken und seine Zunge lallt, wie sollte man ihn nur theilweise für betrunken, theilweise aber für nüchtern halten?

*) Ein Paradoxon, welches wirklich einige Stoiker behaupteten.

Vierundachtzigster Brief.

Wie man das durch Lectüre Gewonnene sich aneignen soll.

Ich finde, daß das Reisen, welches aus meiner Trägheit mich aufrüttelt, meiner Gesundheit, so wie meinen Studien gleich zuträglich ist. In wiefern es meiner Gesundheit zu Statten kommt, siehst du leicht. Denn da es gerade die Liebe zu den Wissenschaften ist, was mich bequem macht und meinen Körper vernachläßigen läßt, so mache ich mir nun durch fremde Anstrengung Bewegung. Wie aber dadurch auch meine Studien gewinnen, will ich Dir sagen. Ich höre [während des Reisens] nicht auf, zu lesen. Dieß ist nach meiner Ueberzeugung nothwendig: einmal, um nicht mit mir allein zufrieden zu seyn; sodann, um, wenn ich erfahren, was Andere gefunden haben, ihre Entdeckungen zu prüfen und auf neue Entdeckungen zu sinnen. Das Lesen nährt den Geist; es erfrischt ihn, wenn das Studiren ihn angegriffen, während es selbst zugleich ein Studiren ist. Wir sollen weder blos schreiben, noch blos lesen: das erstere ist angreifend und verbraucht viele Kraft; das letztere macht schlaff und verflacht den Geist. Man muß abwechselnd von dem Einen zum Andern übergehen, und das Eine mit dem Andern in das gehörige Verhältniß setzen, so daß die Feder zu einem ganzen verarbeitet, was man durch Lesen gesammelt hat. Wir müssen den Bienen nachahmen, welche umherschwärmen und die honigreichen Blüthen aussaugen, dann aber, was sie herbei-

gebracht, in ihre Wachsscheiben vertheilen, und, wie unser Virgil sagt,

— — — — — — — häufen des Honigs
Klarsten Seim und füllen mit köstlichem Nectar die Zellen.

Was die Bienen betrifft, so ist man darüber nicht im Reinen, ob der Saft, welchen sie aus den Blumen ziehen, für sich schon Honig sey, oder ob das Gesammelte durch eine Eigenthümlichkeit ihres Lebensprocesses und mittelst einer besondern Mischung diesen Geschmack annehme. Manche sind der Meinung, nicht sowohl die Geschicklichkeit, den Honig zu bereiten, als ihn zu sammeln, wohne den Bienen bei. Sie behaupten, daß sich auf den Blättern einer Schilfgattung in Indien Honig finde, der sich entweder aus dem jenem Himmelsstrich eigenthümlichen Thau, oder aus einer verdickten, süßen Feuchtigkeit des Schilfes selbst, erzeuge; derselbe Stoff, nur minder bemerkbar und augenfällig, liege auch in den Pflanzen unserer Gegenden, und werde von diesem hiefür geschaffenen Thiere aufgesucht und gesammelt. Andere meinen, der Stoff, welchen die Biene aus den zartesten Theilen der Pflanzen und Blüthen zieht, nehme die Eigenschaft des Honigs erst dadurch an, daß dieselbe ihn in sich aufnimmt und verarbeitet, was mittelst einer gewissen Gährung geschehe, wodurch das Verschiedenartige zu Einer gleichartigen Masse werde.

Doch um nicht von meinem Gegenstande abzuschweifen — diese Bienen also haben wir nachzuahmen: wir haben, was wir aus mannichfaltiger Lectüre zusammentragen, abgesondert in uns niederzulegen; denn das Gesonderte bewahrt man sicherer. Dann aber müssen wir unsere geistige Kraft

in Thätigkeit setzen und das Vielerlei, was wir da und dort zusammengekostet, in ein Ganzes von Einem Geschmacke umschaffen, so daß es, auch wenn man wahrnimmt, woher es genommen ist, doch unverkennbar ein Anderes ist, als das, woher wir es genommen, wie es die Natur ganz ohne unser Zuthun in unserem Körper macht. So lange die Speisen, die wir in uns aufgenommen, in ihrer Eigenthümlichkeit beharren und unverändert im Magen liegen, belästigen sie denselben; erst wenn sie aus ihrem bisherigen Zustande in einen andern übergegangen sind, wandeln sie sich in Blut und Kraft um. Nicht anders sollen wir mit der Nahrung des Geistes verfahren. Was wir in uns aufgenommen, dürfen wir nicht in seinem unveränderten, uns fremdartigen, Zustande lassen. Wir müssen es verdauen: sonst geht es nur in unser Gedächtniß, nicht in unsern Geist ein. Wir müssen es uns mit freier Ueberzeugung aneignen, und aus dem Vielen Eines machen, wie aus mehreren Zahlen Eine wird, wenn wir getrennte kleinere Summen in der Berechnung zusammenfassen. Dieß sey das Geschäft unseres Geistes: seine Hilfsmittel lasse er nicht hervortreten; nur, was er selbst geschaffen, zeige er. Auch wenn an Dir eine Aehnlichkeit mit irgend Einem sich offenbart, der, ein Gegenstand Deiner Bewunderung, einen tiefern Eindruck als Andere auf Dich machte, so wünsche ich, daß Du ihm ähnlich wärest, wie ein Sohn dem Vater, nicht wie eine Bildsäule. Eine Bildsäule ist leblos. Aber wie? fragst Du: soll man es nicht merken, wessen Stil, wessen Art der Beweisführung, wessen Gedanken ich nachahme? Ich glaube, bisweilen wird man es gar nicht merken können, wenn ein ungewöhnliches Talent Allem

dem, was es aus diesen oder jenen Originalien sich aneignete, sein Gepräge aufdrückt, so daß das Einzelne zur Einheit des Ganzen stimmt. Du siehst, aus wie vielen Stimmen ein Chor besteht: gleichwohl geben Alle zusammen nur Einen Ton; aber eine Stimme ist hoch, eine andere tief, eine dritte mitteltief; zu den männlichen Stimmen gesellen sich weibliche, zwischenein tönen Flöten; die Stimmen der Einzelnen verlieren sich, nur die Gesammtstimme Aller wird vernommen. Ich spreche von dem Chor, wie ihn die Alten kannten. In unsern Schauspielen sind ja vollends der Musiker mehr, als ehemals der Zuschauer waren: alle Gänge sind angefüllt mit Sängerreihen, der Schauplatz ist umringt von Hornbläsern, und von der Bühne her schallen Flöten und Instrumente aller Art, und dennoch entsteht aus den verschiedenartigsten Klängen Einklang. So soll es mit unserem Geiste seyn. Er soll das mannigfaltigste Wissen, einen Reichthum von Lehren und Beispielen aus allen Zeitaltern inne haben: aber dieses Alles harmonire zu Einem Ganzen.

„Aber wodurch kann dieß erreicht werden?" Durch unabläßige Bemühung, und dadurch, daß wir nichts thun, als wozu die Vernunft räth. Wenn Du diese hören willst, wird sie Dir sagen: „verlasse nun einmal jene Dinge, zu welchen man sich hindrängt; verlasse den Reichthum, der seinem Besitzer entweder gefährlich oder lästig ist; verlasse die Lüste, welche dem Körper oder dem Herzen schmeicheln; sie verweichlichen und entnerven; verlasse das Geizen nach äußerer Ehre, es ist voll eiteln, nichtigen Dunstes und kennt keine Grenze; man ist dabei gleich sehr besorgt, Jemanden vor sich, als Jemanden hinter sich zu sehen; man wird vom Neide doppelt

gequält. Wie unglücklich ist aber der Mensch, der, während er selbst beneidet wird, andere beneidet! Betrachte diese Häuser der Mächtigen! Diese Schwellen, umrauscht von dem Hader sich zudrängender Höflinge! Wie viele Beschimpfungen sind zu erdulden, um hinein zu kommen; wie viel mehrere, wenn man drinnen ist! Gehe vorüber an den Treppen der Reichen und ihren hochaufgebauten Säulenhallen: dort wirst Du nicht nur auf steif abfallendem, sondern auch auf schlüpferigem Boden stehen. Hieher, zur Weisheit, wende Dich; strebe nach der Ruhe, die sie gewährt, und die zugleich wahre Größe ist. Was sonst unter den menschlichen Dingen hervorzuragen scheint, so geringfügig es ist, und so sehr es nur durch die Vergleichung mit dem Niedrigsten sich hervorthut – es wird doch nur auf steilen und schwierigen Pfaden erreicht. Nur ein steinigter Weg führt zum Gipfel der Ehre. Aber wenn Du diese Höhe ersteigen willst, vor welcher auch das Glück sich demüthigt, so wirst Du Alles, auch was für das Erhabenste gilt, unter Dir schauen, und gleichwohl auf ebener Bahn zum Höchsten gelangen."

Fünfundachtzigster Brief.

Der Weise soll von allen Affecten, auch gemäßigten, frei seyn.

Ich verschonte Dich bisher mit den noch übrigen verwickelteren Untersuchungen, und begnügte mich, Dir nur einen Vorschmack von der Art zu geben, wie unsere Schule

den Satz zu beweisen sucht, daß die Tugend für sich allein zur vollkommenen Glückseligkeit zureichend sey. Nun verlangst Du aber, daß ich alle die Syllogismen, welche entweder wir Stoiker wirklich aufstellen, oder welche von Andern ersonnen worden, um uns lächerlich zu machen, zusammenfasse; wollte ich dieses thun, so würde kein Brief, sondern ein Buch daraus werden. Ich erkläre Dir wiederholt, daß ich an dieser Art der Beweisführung kein Gefallen habe. Ich schäme mich, in einen Kampf für Götter und Menschen, mit einer Pfrieme *) bewaffnet, zu gehen.

„Wer weise ist, beherrscht sich selbst; wer sich selbst beherrscht, bleibt sich gleich; wer sich gleich bleibt, ist ohne Affecte; wer ohne Affecte ist, ist frei von Betrübniß; wer frei ist von Betrübniß, ist glücklich; also ist der Weise glücklich, und die Weisheit genügt zum glücklichen Leben." Diesem Schlusse begegnen einige Peripatetiker so, daß sie sagen: ohne Affecte seyn, heiße, nur selten und mäßig, nicht aber gar nie von Affecten ergriffen werden. Eben so heißt ihnen „frei von Betrübniß" der, welcher der Betrübniß nicht unterliegt, nicht zu oft und zu heftig dieser Schwäche sich überläßt; denn die menschliche Natur gestatte Niemanden, gegen die Betrübniß vollkommen gesichert zu seyn; der Weise könne von dem Kummer nicht überwältigt, wohl aber berührt werden. In diesem Sinne sprechen sie auch von den übrigen Affecten, den Grundsätzen ihrer Secte gemäß. Sie entfernen dieselben nicht, sondern mäßigen sie. Wie wenig aber ist es, was wir dem Weisen zugestehen, wenn er nur stärker ist,

*) Vergl. den Schluß des 82sten Briefs.

als der Schwächste, und froher, als der Betrübteste; nur gefaßter, als der Leidenschaftlichste; nur größer als der Niedrigste? Was würdest Du sagen, wenn Einer, mit Krüppeln und Lahmen sich vergleichend, seine Geschwindigkeit bewundern wollte?

Ueber die obersten Spitzen der ungebeugeten Saatflur
Flöge sie, ohne im Laufe die zärtliche Aehre zu knicken.
Selbst durch die Mitte des Meers, leichthin auf schwellender Woge
Schwebte sie; nimmer doch netzete sie die flüchtige Sohle *).

Dieß ist Geschwindigkeit, die nach sich selbst geschätzt, nicht in Vergleichung mit dem Langsamsten gerühmt wird. Wirst Du Den gesund nennen, der nur unbedeutend fiebert? Ein geringerer Grad von Krankheit heißt noch nicht Wohlbefinden.

„Der Weise," sagt man, „heißt affectlos, wie man z. B. eine gewisse Gattung der Granatäpfel kernlos nennt, nicht, weil sie gar keine Kerne, sondern weil sie minder harte hat." Dieß ist unrichtig. Unter einem tugendhaften Mann verstehe ich nicht den, der geringere Gebrechen, sondern den, der von ihnen ganz frei ist. Sie müssen nicht nur unbedeutend, sondern gar nicht vorhanden seyn. Sind irgend welche da, so werden sie wachsen und störend einwirken. Wenn der vollendete Staar das Auge völlig blendet, so trübt es wenigstens der werdende. Gestattest Du dem Weisen einige Affecte, so wird seine Vernunft ihnen bald nicht mehr gewachsen seyn, und von ihnen wie von einem Gießbach dahin gerissen werden;

*) Virgil (von der Camilla) Aen. VIII, 808 ff.

zumal, wenn Du ihm nicht etwa nur einen, sondern das ganze Heer von Affecten lässest, um mit ihnen zu kämpfen. Mehr vermag die Gesammtheit derselben, auch wenn sie unbedeutend sind, als ein einzelner, und wäre er noch so gewaltsam. Er hat die Geldbegierde, doch ist sie gemäßigt; den Ehrgeiz, doch ist er nicht heftig; die Zornsucht, doch ist sie nicht unversöhnlich; er bleibt sich nicht gleich, doch ist er nicht eben unstät und wankelmüthig; er ist wollüstig, doch nicht bis zum Wahnsinn. Besser stünde es mit Jenem, der Ein Laster in seiner vollen Stärke hätte, als mit Diesem, der alle hat, wenn gleich in geringerem Grade. Sodann ist die Frage nicht, wie stark der Affect sey; wie schwach er auch ist, er weiß nicht zu gehorchen, er nimmt keinen Rath an. Gleichwie kein Thier der Vernunft gehorcht, das zahme Hausthier so wenig, als ein wildes — denn sie sind von Natur taub gegen ihre Stimme — so sind auch die Affecte, so schwach sie seyn mögen, unfolgsam und hören nicht. Tiger und Löwen legen ihre Wildheit nie ab, bisweilen beugen sie sich; aber oft, wenn Du es am wenigsten erwartest, lodert die beschwichtigte Wuth auf: nie darf man dem gezähmten Laster trauen. Wo die Vernunft vorwaltet, entstehen nicht einmal Affecte; wo diese gegen den Willen der Vernunft ihren Anfang genommen haben, werden sie auch gegen ihren Willen fortbestehen. Denn leichter ist es, ihre Entstehung zu verhüten, als ihren Ungestüm regeln.

Falsch und nachtheilig ist also diese Annahme eines Mittelmaaßes, und eben so unstatthaft, als wenn man sagen wollte, man müsse mit Maaß wahnsinnig, mit Maaß krank seyn. Nur die Tugend kennt Mäßigung; die Uebel

der Seele sind ihrer nicht fähig; leichter wird man sie verbannen, als regieren. Ist es etwa zweifelhaft, ob veraltete und verhärtete Gebrechen der Gesinnung, welche wir Krankheiten nennen, wie Habsucht, Grausamkeit, Leidenschaftlichkeit, Undank, ungemäßigt sind? Ebenso sind es auch die Affecte; denn von diesen geht man zu jenen über. Wenn Du dem Trübsinn, der Furcht, der Begierde und den übrigen verkehrten Regungen irgend ein Recht einräumst, so sind sie nicht mehr in Deiner Gewalt. Und warum? Weil die Dinge, durch welche sie angeregt werden, außer Dir sind. Sie werden also in dem Maaße wachsen, in welchem die Anlässe, durch welche sie gereizt werden, stärker oder schwächer sind. Die Furcht wird größer seyn, je wichtiger der Gegenstand, der uns schreckt, oder je näher er uns vor Augen ist; die Begierde heftiger, je bedeutender die Sache, deren Erwartung sie hervorruft. Wenn es nicht in unserer Gewalt liegt, ob wir Affecte haben, so hängt es auch nicht von uns ab, wie stark sie seyen; wenn Du ihnen gestattest, zu beginnen, so werden sie zugleich mit ihren Veranlassungen zunehmen und so stark seyn, als sie eben werden. Nimm dazu, daß sie, so klein sie seyn mögen, immer mehr sich ausdehnen. Das Verderbliche hält nie Maaß. Eine Krankheit, so unbedeutend sie in ihrem Entstehen war, greift um sich; und ein geschwächter Körper unterliegt nicht selten dem schwächsten Anfall. Welcher Unsinn aber, zu glauben, daß Dinge, deren Anfänge außerhalb unseres Willens lagen, nach unserer Willkühr sich werden einschränken lassen? Wie soll ich stark genug seyn, das zu endigen, was ich zu verhindern zu schwach

war? Und es ist doch leichter, Etwas von sich abzuhalten, als es zu bewältigen, nachdem man es zugelassen.

Einige unterscheiden so, daß sie sagen: „der sich selbst beherrschende Weise ist hinsichtlich der innern Haltung seines Gemüths zwar ohne Affecte, nicht aber nach seiner äußern Erscheinung. Seine Gemüthsverfassung ist so, daß er (aus sich selbst) nicht beunruhigt, betrübt, oder in Furcht gesetzt wird; aber es treten manche äußere Ursachen ein, welche ihn in Unruhe versetzen." Sie wollen damit sagen: „der Weise ist nicht zornmüthig, doch gerathe er bisweilen in Zorn; er ist nicht furchtsam, doch fürchte er sich bisweilen; das heißt, er sey frei von dem Gebrechen der Furchtsamkeit, nicht aber von dem Affect der Furcht." Nimmt man dieß an, so wird durch die Gewohnheit die Furcht in die Furchtsamkeit übergehen; der Zorn, einmal in das Gemüth zugelassen, wird jene zornfreie Gemüthsverfassung umwandeln. Ueberdieß wird, wer nicht die von außen kommenden Ursachen verachtet, wer irgend Etwas fürchtet, wenn er für Vaterland, Gesetze und Freiheit muthig gegen Schwert und Flammen ziehen soll, zagend und mit widerstrebendem Herzen hervortreten. Ein solcher Zwiespalt im Gemüthe vertrüge sich nicht mit der Weisheit.

Noch ist, glaube ich, das zu beachten, daß man nicht zwei Dinge, deren jedes für sich zu beweisen ist, mit einander vermengen darf. Der Satz, „das Sittlichgute ist das einzige Gut," wird für sich bewiesen; eben so der Satz, „daß die Tugend zum glücklichen Leben genüge." Den umgekehrten Schluß wird man aber nicht zugeben, „daß, wenn die Tugend für sich allein glücklich macht, das Sittlichgute das

allein Gute sey." Xenocrates und Speusippus nehmen an, man könne durch die Tugend allein glückselig werden, aber nicht, die Tugend sey das einzige Gut. Auch Epicurus glaubt glücklich zu seyn, weil er im Besitz der Tugend sey; allein die Tugend selbst genüge noch nicht zum glücklichen Leben, indem das Vergnügen glücklich mache, welches aus der Tugend hervorgehe, nicht aber die Tugend selbst sey. Eine ungereimte Unterscheidung! Denn er behauptet zugleich, die Tugend sey nie ohne Vergnügen. Also, wenn sie mit diesem immer und unzertrennlich verbunden ist, so genügt sie auch für sich allein; denn sie führt das Vergnügen mit sich, ohne welches sie nicht ist, auch wenn sie allein ist. Ganz verkehrt aber ist die Behauptung, man könne zwar durch die Tugend allein glücklich, aber nicht vollkommen glücklich seyn. Ich sehe nicht, wie dieß möglich sey; denn das glückliche Leben hat in sich ein vollkommenes, unübertreffliches Gut, und wenn dieß ist, so ist es ein vollkommen glückliches. Wenn das Leben der Götter nichts Größeres und Schöneres hat, das glückliche Leben aber ein göttliches ist, so ist es auch keiner Steigerung fähig. Ueberdieß, wenn das glückliche Leben Nichts vermißt, so ist jedes glückliche Leben vollkommen, und das glückliche ist auch zugleich das glücklichste. Zweifelst Du, daß das glückliche Leben das höchste Gut sey? Nun, wenn es das höchste Gut in sich hat, so ist es auch der höchste Grad von Glück. Wie das Höchste keines Zuwachses fähig ist (denn was könnte über dem Höchsten seyn?), so auch das glückliche Leben; denn ohne das höchste Gut wäre es nicht. Wolltest Du annehmen, daß der Eine glücklicher sey, als der Andere, so müßtest Du unzählige Grade des

höchsten Gutes annehmen, während doch unter dem höchsten Gute dasjenige zu verstehen ist, welches keine Stufen über sich hat. Wenn Einer weniger glücklich ist, als der Andere, so folgt, daß ihm das glückliche Leben des Andern lieber wäre, als das eigene. Der Glückliche aber zieht seinem Leben kein anderes vor. Es ist unglaublich, daß es noch etwas geben sollte, was der Glückliche noch lieber wäre, als was er ist; und eben so unglaublich ist, daß er das Bessere nicht vorziehen sollte. Denn überall wird der Vernünftige nach dem, was das Beste ist, streben, und dasselbe auf alle Weise zu erreichen suchen. Wie kann aber glücklich seyn, wer noch immer wünschen kann, ja muß?

Ich will Dir sagen, woher dieser Irrthum rührt. Man bedenkt nicht, daß das glückliche Leben nur Eines ist. Es ist der beste Zustand, nicht durch seinen Umfang, sondern durch seine Beschaffenheit. Es bleibt sich also gleich, ob es lang oder kurz, ausgedehnt oder beschränkt, über viele Räume, nach vielen Seiten hin verbreitet, oder auf einen Punkt zusammengedrängt ist. Wer es nach Zahl, Maaß und Theilen schätzt, nimmt ihm seine ausgezeichnete Eigenthümlichkeit. Und diese ist, daß es ein Ganzes in sich ist. Der Zweck des Essens und Trinkens ist doch wohl Sättigung. Dieser ißt mehr, Jener weniger; dieß ändert nichts: beide sind satt. Der Eine trinkt mehr, der Andere weniger; auch dieß ist gleichgültig: keiner von beiden ist mehr durstig. Der Eine hat länger, der Andere kürzer gelebt; dieß macht keinen Unterschied, wenn wenige Jahre diesen eben so glücklich machten, als jenen viele. Der ist nicht glücklich, von welchem Du

sagst, er sey weniger glücklich. Dieses Wort duldet keine Verringerung.

„Wer muthig ist, ist ohne Furcht; wer ohne Furcht ist, ist ohne Traurigkeit; wer ohne Traurigkeit ist, ist glücklich." So lautet der Schluß unserer Schule. Dagegen versucht man einzuwenden, wir nehmen einen bestrittenen und unrichtigen Satz als zugegeben an, daß, wer muthig sey, ohne Furcht sey. „Wie?" fragt man, „der Muthige sollte drohende Uebel nicht fürchten? Dieß könnte nur ein Tollkopf, ein Verrückter. Die Furcht des Muthigen ist sehr gemäßigt; aber ganz frei von ihr ist er nicht." Wer dieses sagt, kommt wieder darauf zurück, daß er an die Stelle der Tugenden geringere Fehler setzt. Denn wer sich fürchtet, aber minder häufig und heftig, der ist nicht frei von diesem Uebel, sondern nur in geringerem Grade von ihm angefochten. „Aber wer drohende Uebel nicht fürchtet, muß doch wohl für einen Tollkopf gelten?" Du sagst die Wahrheit, wenn es Uebel sind; aber wenn man weiß, daß es keine Uebel sind, und wenn man blos das Schändliche für ein Uebel hält, so wird man sorglos der Gefahr entgegen sehen und verachten, was Andern furchtbar ist; oder man müßte ja, wenn es thöricht und wahnsinnig wäre, jene (vermeintlichen) Uebel nicht zu fürchten, dieselben desto mehr fürchten, je weiser man wäre. „Nach Eurer Meinung," sagt man, „wird der Muthige der Gefahr sich ausliefern." Keineswegs; er wird sie nicht fürchten, aber vermeiden. Vorsicht steht ihm wohl an, nicht aber Furcht. „Wie? Tod, Kerker, Flammenqualen, andere Geschoße des Schicksals wird er nicht fürchten?" Nein! denn er weiß, daß es keine wirklichen, sondern nur scheinbare

Uebel sind; er hält alle jene Dinge nur für Schreckbilder des Lebens. Beschreibe ihm Gefangenschaft, Geißelhiebe, Ketten, Hunger, Zerstörung der Glieder durch Krankheit oder Gewalt, und was Du sonst nennen magst — er wird die Furcht Wahnwitz nennen. Dergleichen ist nur Furchtsamen furchtbar. Oder hältst Du das für ein Uebel, wozu wir bisweilen freiwillig uns entschließen müssen?

Du fragst, was ein Uebel sey? Von solchen Dingen sich besiegen lassen, die man Uebel nennt, und ihnen seine Freiheit preisgeben, für welche Alles zu dulden ist. Die Freiheit geht verloren, wenn wir nicht verachten, was uns ein Joch auflegen will. Sie würden darüber nicht ungewiß seyn, was dem Muthigen gezieme, wenn sie wüßten, was Muth ist. Er ist nicht blinde Tollkühnheit, noch Liebe zur Gefahr, noch Verlangen nach schreckenden Dingen; er ist das Vergnügen, zu unterscheiden, was ein Uebel und was keines sey. Der Muth ist sehr sorgfältig in Beschützung seiner selbst; aber er ist auch sehr geduldig in Ertragung alles Dessen, was den nichtigen Schein des Uebels trägt. „Also, wenn ein Schwert dem Nacken des Muthigen droht, wenn ein Theil seines Körpers um den andern durchbohrt wird, wenn er seine Eingeweide heraustreten sieht, wenn seine Qualen, um ihm desto fühlbarer zu werden, nach Zwischenräumen immer neu beginnen, wenn ein neuer Blutstrom durch die halbvertrockneten Wunden zu Tage bricht, so wirst Du sagen, er fürchte nichts und fühle keinen Schmerz?" Schmerz fühlt er allerdings, denn keine Tugend benimmt die natürliche Empfindung; aber er fürchtet ihn nicht: unbesiegt schaut er auf seine Qualen hoch herab. Du fragst, wie ihm

alsdann zu Muthe seyn wird? Wie Einem, der einem kranken Freunde zuspricht.

„Ein Uebel schadet; was schadet, macht schlechter. Schmerz und Armuth machen nicht schlechter; also sind sie keine Uebel." Der (Unter-) Satz ist unrichtig; denn was schadet, macht darum nicht schlechter. Sturm und Ungewitter schaden dem Steuermann; sie machen ihn jedoch nicht schlechter. Dagegen antworten einige Stoiker so: der Steuermann werde durch Sturm und Ungewitter in so fern schlechter, weil er nicht ausführen kann, was er sich vorgenommen, und seinen Lauf nicht halten kann: er werde nicht schlechter hinsichtlich seiner Kunst, aber hinsichtlich seiner Leistung. Der Peripatetiker erwiedert: „also macht auch Armuth, Schmerz und anderes dergleichen den Weisen schlechter; denn es wird ihm zwar seine Tugend nicht rauben, aber ihre Leistungen hindern." So ließe sich ganz richtig sprechen, wenn es mit dem Weisen nicht eine andere Bewandtniß hätte, als mit dem Steuermann. Die Aufgabe des Weisen ist nicht, auf was immer für eine Art auszuführen, was er sich vorsetzt, sondern im Leben alles recht zu thun; des Steuermanns Aufgabe ist, das Schiff jedenfalls in den Hafen zu bringen. Die Geschicklichkeiten sind Dienerinnen; sie müssen leisten, was sie versprechen: die Weisheit ist Gebieterin und Regentin. Jene dienen dem Leben, die Weisheit beherrscht es. Ich glaube, daß man anders antworten muß: die Geschicklichkeit des Steuermanns wird so wenig als ihre Ausübung durch ein Ungewitter schlechter. Der Steuermann hat Dir nicht glückliche Fahrt, sondern nur seine nützlichen Dienste und die

Kunst, das Schiff zu regieren, zugesagt: diese offenbart sich desto mehr, je mehr irgend eine zufällige Gewalt entgegenwirkt. Wer sprechen konnte: „Neptun, laß das Schiff untergehen; aber das Steuer bleibe recht gerichtet!" hat seiner Kunst Genüge gethan: ein Sturm hindert nicht des Steuermanns Wirken, sondern den Erfolg. „Aber wie?" fragt man, „schadet dem Steuermann das nicht, was ihn verhindert, auf den Hafen loszusegeln? was seine Anstrengungen vereitelt? was ihn zurücktreibt, oder aufhält, und sein Schiff entmastet?" Es schadet ihm nicht als dem Steuermann, sondern als dem Schiffenden. Seiner Kunst ist es so gar nicht hinderlich, daß es sie vielmehr offenbart; denn bei heiterem Wetter, sagt das Sprichwort, kann Jeder Steuermann seyn. Dem Fahrzeug gelten solche Hindernisse, nicht dem Führer als solchem. Der Steuermann spielt zwei Rollen: die eine ist ihm gemeinschaftlich mit Allen, welche dasselbe Schiff bestiegen haben, auf welchem auch er als Reisender sich befindet; die andere, ihm eigenthümliche, vermöge welcher er Steuermann ist. Das Unwetter schadet ihm als Reisenden, nicht als Steuermann. Sodann ist des Steuermanns Kunst ein Gut für Andere, und kommt denen zu Statten, welche er führt, wie die Kunst des Arztes denen, die er behandelt. Die Weisheit ist ein gemeinsames Gut, sowohl für die, mit welchen der Weise lebt, als auch für ihn selbst. So kann dem Steuermann vielleicht geschadet werden, insofern seine den Andern versprochene Dienstleistung durch den Sturm gehindert wird; dem Weisen wird nicht geschadet, weder von der Armuth, noch von dem Schmerz, noch von andern Stürmen des Lebens. Denn nicht sein ganzes Wirken

wird gehemmt, sondern nur, soweit es sich auf Andere bezieht: er selbst ist immer thätig, und ist dann am größten, wann das Schicksal sich ihm entgegenstellt: dann gerade treibt er das Werk der Weisheit, welche, wie ich sagte, für Andere, wie für ihn selbst ein Gut ist.

Uebrigens ist er auch dann nicht verhindert, Andern zu nützen, wann ihn dieses oder jenes Unvermeidliche bedrückt. Die Armuth verhindert ihn, zu lehren, wie Staatsgeschäfte zu behandeln seyen; aber er lehrt, wie man die Armuth behandeln müsse: über das ganze Leben verbreitet sich seine Wirksamkeit. So schließt kein Schicksal, kein Verhältniß die Thätigkeit des Weisen aus; er wirkt eben das, wodurch er Anderes zu wirken verhindert wird. Für beide Fälle ist er tüchtig; er regiert das Glück und überwindet das Unglück. Dazu hat er sich vorbereitet, daß er die Tugend, wie im Glück, so im Unglück bethätige, und nicht auf ihren Stoff, sondern auf sie selbst sieht. Also ist ihm auch die Armuth nicht hinderlich, noch der Schmerz, noch was irgend den Unweisen irre führt und zu Boden wirft. Du meinst, die Uebel drücken ihn nieder? Er benützt sie. Nicht aus Elfenbein nur verstand Phidias Gebilde zu schaffen; er schuf sie auch aus Erz; hättest Du ihm Marmor, oder noch einen geringeren Stoff geboten, er hätte das Beste daraus gemacht, was daraus sich machen ließ. So wird der Weise seine Tugend, wenn er darf, im Besitze des Reichthums entfalten; wo nicht, in der Armuth; wenn er kann, im Vaterlande; wo nicht, in der Verbannung; wenn er kann, als Feldherr; wo nicht, als Soldat; wenn er kann, bei gesundem Körper;

wo nicht, als Krüppel. Welches Schicksal ihm auch geworden – er wird immer etwas Großes daraus machen. Es giebt Leute, welche wilde Thiere bändigen, und die grausamsten Bestien, vor deren Anblick der Mensch erzittert, zwingen, das Joch zu tragen, und nicht zufrieden, ihnen die Wildheit ausgetrieben zu haben, sie zu sanften Schlafgenossen machen. Dem Löwen steckt sein Zuchtmeister die Hand in den Rachen; den Tiger küßt sein Wärter; den Elephanten heißt ein kleiner Mohr auf die Kniee sich niederlassen, oder auf die Seite gehen. So ist der Weise ein Meister in der Kunst, Uebel zu bändigen. Schmerz, Armuth, Schmach, Gefängniß, Verbannung, allenthalben schrecklich, werden zahm, wenn sie an ihn kommen.

Sechsundachtzigster Brief.

Die Villa Scipio's. Die Einfachheit jener Zeit, verglichen mit dem Luxus der jetzigen.

Unmittelbar aus Scipio's Villa schreibe ich Dir dieß, nachdem ich seinen Manen und einer Ara, welche ich für das Grabmal des großen Mannes halte, meine Ehrfurcht bezeugt habe. Daß sein Geist in den Himmel, woher er kam, zurückkehrte, ist mein fester Glaube, nicht, weil er große Kriegsheere befehligte (denn diese hatte auch Cambyses, jener Wüthende, der bei seiner Wuth glücklich war); sondern wegen seiner seltenen Mäßigung und treuen Gesinnung gegen

das Vaterland, welche sich noch bewundernswürdiger offenbarte, da er es verließ, als da er es vertheidigte. Entweder mußte Scipio auf Rom, oder Rom auf die Freiheit verzichten. „Ich will," sagte er, „den Gesetzen und der Verfassung nichts [von ihrem Ansehen] entziehen; gleiches Recht gelte unter allen Bürgern; genieße, Vaterland, meine Verdienste ohne mich! Ich war dir Urheber der Freiheit; ich werde dir auch der Beweis für sie seyn. Ich entferne mich, wenn ich größer geworden bin, als dir frommt." Wie sollte ich diese Seelengröße nicht bewundern, mit welcher er freiwillig in die Verbannung ging, und den Staat [von Besorgniß] befreite? Es war dahin gekommen, daß die Freiheit den Scipio, oder Scipio die Freiheit beeinträchtigte. Keines von beiden sollte geschehen: und so räumte er den Gesetzen das Feld und zog sich nach Liternum zurück, um, wie Hannibal, mit seiner Verbannung dem Vaterland ein Opfer zu bringen.

Ich habe seine aus Quadersteinen gebaute Villa gesehen; sie ist nebst einem kleinen Walde von einer Mauer umschlossen; Thürme erheben sich als ein Bollwerk zu beiden Seiten. Unterhalb des Gebäudes und des Gartens befindet sich ein Wasserbehälter, geräumig genug, um ein ganzes Kriegsheer zu versorgen. Das Badegemach ist, nach alter Art, klein, eng und dunkel: unsere Alten meinten, ein Bad wäre nicht warm, wenn es nicht dunkel wäre. Es war mir ein großer Genuß, die Sitten Scipio's in Vergleichung mit den unsrigen zu betrachten. In diesem Winkel wusch der Schrecken Carthago's, dem es Rom verdankt, daß es nur Einmal erobert ward, seinen von ländlichen Geschäften ermüdeten

Körper; denn er übte sich in regelmäßigem Tagewerk, und baute, wie es Sitte der Altvordern war, seinen Boden selbst. Unter diesem so unansehnlichen Dache stand er; dieser so wenig kostbare Fußboden trug ihn. Und jetzt — wer fände es erträglich, so zu baden? Arm und gemein kommt sich Jeder vor, dessen Zimmer nicht von großen und kostbaren Metallscheiben *) erglänzen; dessen Wände nicht mit Alexandrinischem Marmor bekleidet und mit Tafeln von Numidischem ausgelegt sind, während in wechselnden Farbentönen ein kunstvoller Saum **), wie ein Gemälde, sich rings herum zieht; dessen gewölbte Decke nicht mit Glas getäfelt ist; dessen Teiche, bestimmt, den durch vieles Schwitzen erschöpften Körper aufzunehmen, nicht mit Thasischem Gestein, früher selbst in Tempeln ein seltener Anblick, eingefaßt sind; dessen Badewasser nicht aus silbernen Hahnen strömt. Und noch spreche ich nur von den Badekanälen der Plebejer; kommen wir erst in die Bäder der Freigelassenen — welche Menge von Statuen, von Säulen, die Nichts tragen, sondern nur zur Zierde, des Aufwands wegen, aufgestellt sind! Welche Fülle des Wassers, das sich sprudelnd über die Stufen ergießt! Wir sind so ekel geworden, daß wir nur auf Edelsteine treten wollen. In diesem Bade Scipio's sind ganz kleine Fenster, oder vielmehr Ritzen in die steinerne

*) Den ovalrunden Metallspiegeln nämlich, mit welchen die Wände behangen waren. Vergl. Plin. Naturgesch. 36, 26.

**) Auf der Oberfläche des Marmors ward mittelst Einreibung von geschmolzenem Wachs eine mannichfaltige Färbung hervorgebracht. Vergl. O. Müller Handb. der Archäol. §. 310, 4.

Mauer gebrochen, um unbeschadet der Festigkeit des Gebäudes, einiges Licht einzulassen. Jetzt aber nennt man jedes Bad ein schmutziges Loch, wenn es nicht so eingerichtet ist, daß es das volle Tageslicht durch weite Fenster empfängt; wenn man nicht im Bade selbst von der Sonne gefärbt wird, und nicht aus der Wanne die Aussicht über Fluren und Meer hat. Gebäude, bei deren Einweihung das Volk voller Bewunderung sich versammelte, werden, wenn der Luxus etwas Neues ausgesonnen, um sich selbst zu überbieten, unter die veralteten Dinge gerechnet. In früheren Zeiten gab es nur wenige [öffentliche] Badehäuser, ohne alle Pracht; denn wozu auch Schmuck für eine Sache, die einen Quadrans [Pfennig] kostete, und dem Bedürfniß, nicht dem Vergnügen diente? Da ward nicht immer neues Wasser nachgegossen, keine ununterbrochene Fluth strömte wie aus einem warmen Born herzu; man legte keinen großen Werth darauf, seinen Schmutz in krystallhellem Wasser abzusetzen. Aber mit welchen Empfindungen tritt man in jene dunkeln, auf gemeine Weise übertünchten Räume, wo wir wissen, daß ein Cato, als Aedil, ein Fabius Maximus, oder einer der Cornelier die Temperatur des Bades eigenhändig bestimmte? Denn auch dieser Pflicht unterzogen sich die vornehmsten Aedile, in die Bäder, welche das Volk aufnahmen, sich zu begeben, und für Reinlichkeit und eine zweckmäßige und zuträgliche Temperatur zu sorgen, nicht eine solche, wie sie in neuern Zeiten aufgekommen, so glühheiß, daß es für Sclaven, welche irgend eines Verbrechens überwiesen sind, eine Strafe seyn sollte, lebendig so zu baden. Ich sehe nicht, welcher Unterschied heutzutage zwischen einem warmen Bade und einem siedenden ist. Wel-

cher Gemeinheit wird jetzt von Manchen Scipio beschuldigt, weil er nicht durch große Tafelscheiben den Tag in sein Badezimmer einließ; weil er nicht darauf dachte, bei vollem Lichte und in heißem Wasser sich brühen und kochen zu lassen! Der arme Mann! Er wußte nicht zu leben. Er badete nicht in geläutertem, oft sogar in trübem, und wenn es stark regnete, fast schmutzigem Wasser. Und er machte sich wenig daraus; denn er kam, um den Schweiß, nicht das Salböl abzuspülen. Was werden jetzt Manche dazu sagen? „Ich beneide den Scipio nicht; wer so badet, lebt recht eigentlich als Verbannter." Und wenn Du wüßtest, daß er nicht einmal alle Tage badete! Denn die Schriftsteller über die alten Sitten Roms sagen uns, daß man Arme und Beine, welche nämlich bei der Arbeit beschmutzt wurden, alle Tage abwusch, den ganzen Körper aber nur alle acht Tage badete. „Ja," höre ich sagen, „sie waren sehr unsauber, diese Alten; wie mögen sie gerochen haben?" Nach dem Waffendienst rochen sie, nach der Arbeit, nach Mannheit! Seitdem die eleganten Bäder erfunden sind, ist man schmutziger. Horatius Flaccus, um einen berüchtigten und sehr auffallenden Weichling zu bezeichnen, sagt:

Würzmorsellen verhauchet Rufill — *)

Aber denken wir uns diesen Rufillus heutzutage; es wäre nicht anders, als ob er Bocksduft verhauchte, wie Gargonius, welchen Horaz dort dem Rufillus entgegensetzt. Es genügt nicht, Salböl zu nehmen; zwei- bis dreimal des Tages muß es wiederholt werden, um nicht auf der Haut zu

*) Satyren I, 2, 27.

verdufteu. Und dabei rühmen sie sich dieses Wohlgeruches als des ihrigen!

Wenn diese Betrachtungen Dir zu ernst erscheinen sollten, so rechne es dieser Villa zu. Von dem jetzigen Besitzer des Landgutes, Aegialus, einem ungemein fleißigen Haus- und Landwirth, habe ich gelernt, daß Bäume, auch wenn sie noch so alt sind, verpflanzt werden können. Dieß thut besonders uns Greisen zu lernen noth, die wir unsere Oelbäume insgesammt für Andere setzen. Einen solchen Oelgarten von drei- und vierjährigen Bäumen, deren Früchte ihm mißfielen, habe ich ihn sogar noch im Herbste umpflanzen gesehen. Auch Dich wird der Baum schützen, der, wie unser Virgilius *) sagt,

Strebt mit langsamer Mühe, dem späteren Enkel zu schatten.

Virgilius sah weniger darauf, was wahr, als was schön gesagt sey: er wollte weniger den Landmann belehren, als seine Leser ergötzen. Um Anderes zu übergehen, will ich nur eine Stelle erwähnen, auf welche ich heute stoßen mußte:

Bohnen im Lenze gelegt! Dich, medischer Klee, auch empfähet
Dann die gelockerte Furch', und es kehrt der Hirse Bestellung.

Ob diese Geschäfte in dieselbe Zeit fallen, und ob diese und jene Bestellung zugleich im Frühling eintrete, kannst Du daraus entnehmen, daß ich Dir dieses im Junius, der sich nun schon dem Julius nähert, schreibe, und daß ich an Einem Tage Bohnen einsammeln und Hirse säen sah.

---

*) Landbau II, 58. Weiterhin I, 215 f.

Ich komme auf die Oelbäume zurück, die ich auf zweierlei Weise verpflanzen sah. An den größeren Stämmen schnitt er Zweige bis auf die Länge eines Fußes ab, entfernte ebenfalls die Wurzeln, von welchen er nur die Köpfe, aus welchen sie herauswuchsen, stehen ließ, und versetzte so den Stamm mit den bloßen Wurzelknoten. Diese tauchte er in Dünger und versenkte sie in die Grube, worauf er Erde herbeischaffte, welche er drückte und festtrat. Er behauptete, Nichts sey wirksamer, als dieses Feststampfen; dadurch werden Winde und Kälte abgehalten; der Stamm werde weniger bewegt; die keimenden Wurzeln, die, weich wie Wachs, nur erst schwach sich festhalten und von jeder leichten Bewegung losgerissen werden, können sich ungehindert ausbreiten und in dem Boden sich festsaugen. Eine Stelle des Baumes schabt er ab, ehe er sie mit Erde bedeckt; denn aus jedem entblößten Holze dringen, wie er sagt, neue Wurzeln hervor. Der Stamm darf aber nicht über drei bis vier Fuß über die Erde hervorragen; denn so bekleidet er sich gleich von unten auf mit Zweigen, und bleibt nicht, wie sonst alte Oelbäume, großen Theils dürr und knorrig. Die zweite Art zu pflanzen war folgende: er steckte starke Zweige, deren Rinde, wie bei jungen Bäumen, noch weich war, auf dieselbe Weise in den Boden. Diese wachsen etwas langsamer heran; allein da sie gleichsam aus dem Keim gezogen sind, so haben sie nichts Rauhes und Verkommenes an sich. Auch sah ich einen alten Weinstock verpflanzen, dessen Wurzelfasern man so viel möglich zusammennehmen und sodann die Rebe reichlich mit Erde bedecken muß, damit sie auch aus dem Stamme Wurzeln treibe. Ich habe welche gesehen die im Februar

gepflanzt worden waren, und schon Ende März die Ulme faßten und umklammerten. Allen jenen Bäumen aber, welche, daß ich so sage, großzweigig sind, muß man, wie er behauptet, mit Cisternenwasser zu Hilfe kommen; wenn dieß anschlägt, so haben wir den Regen in unserer Gewalt.

Mehr gedenke ich Dich nicht zu lehren, damit du mir nicht gleich werdest, wie mein Aegialus sich an mir einen Nebenbuhler gemacht hat.

Siebenundachtzigster Brief.

Ueber den Werth der Zufallsgüter.

Ich habe Schiffbruch gelitten, noch ehe ich das Schiff bestiegen hatte. Wie dieß zugegangen, setze ich nicht hinzu, damit Du nicht auf den Gedanken kommest, auch dieß unter die stoischen Paradoxen zu rechnen, von welchen ich Dir gleichwohl, auch wenn Du es nicht wünschest, beweisen will, daß keines derselben unrichtig, keines so seltsam ist, als sie auf den ersten Blick zu seyn scheinen. Inzwischen hat diese Reise mich belehrt, wie viel Ueberflüssiges wir haben, und welch ein leichter Entschluß dazu gehörte, Alles das abzuthun, was wir, wenn die Nothwendigkeit es uns entzieht, nicht einmal vermissen.

Mit so vielen Sclaven, als unser einziges Fuhrwerk fassen kann, ohne irgend etwas Anderes, als was wir auf dem Leibe tragen, führen wir nun, mein Maximus und ich,

schon zwei Tage lang das glücklichste Leben. Eine einfache Matratze liegt auf der Erde, und ich auf der Matratze. Von zwei Reisemänteln dient der eine als Teppich, der andere als Deckbett. Von meinem Mittagessen läßt sich nichts abziehen; um es zuzubereiten, bedarf es keiner Stunde; dabei fehlen niemals trockene Feigen und meine Schreibtafel. Jene dienen mir, wenn ich Brod habe, statt der Zukost; wenn nicht, statt des Brodes; sie machen mir jeden Tag zu dem ersten eines neuen Jahres *), das ich mir durch gute Gedanken und Erhebung des Herzens gesegne; und mein Herz fühlt sich nie größer, als wenn es alles Fremde beseitigt, alle Furcht verbannt, sich Frieden gegeben und sich dadurch reich gemacht hat, daß es nichts verlangt. Das Fuhrwerk, auf welchem ich mich niedergelassen, ist ein Bauerwagen. Meine Maulthiere geben durch ihren Schritt zu erkennen, daß sie noch am Leben sind; der Führer ist barfuß, nicht der Hitze wegen. Kaum kann ich es von mir erhalten, dieses Fuhrwerk für das meinige ansehen zu lassen; so dauert noch immer die verkehrte Schaam über das Rechte. So oft wir irgend einem stattlicheren Reisezug begegnen, erröthe ich unwillkührlich, zum Beweise, daß, was ich gutheiße und lobe, noch immer nicht zuverläßig und unwandelbar in mir sich befestigt hat. Wer eines armseligen Wagens sich schämt, wird auf einen prächtigen stolz seyn. Ich habe es noch nicht weit gebracht; ich wage es noch nicht, meine Einfachheit öf-

---

*) Freunde pflegten sich am ersten Tage des neuen Jahres dergleichen Früchte, begleitet von Glückwünschen, zuzuschicken.

fentlich zu zeigen; noch immer bekümmere ich mich um die Meinungen der Leute auf der Straße.

Gegen die Meinungen des ganzen Menschengeschlechtes hätte ich meine Stimme erheben sollen: „ihr irret, Verrückte, und staunet Ueberflüssiges an; Keinen schätzt ihr nach Dem, was Sein ist. Kommt es auf Vermögensangelegenheiten an, so seyd ihr die sorgfältigsten Berechner alles Einzelnen, und überleget, ob ihr Diesem oder Jenem eine Geldsumme oder eine Gefälligkeit borgen sollt (denn auch die letzteren werden als geliehen zu Buche gebracht): „„der Mann hat ausgedehnte Besitzungen, aber viele Schulden; er hat ein schönes Haus, aber es ist mit fremdem Gelde gekauft; man wird nicht leicht eine schmuckere Dienerschaft aufweisen können, aber er hält seine Zahlungstermine nicht ein; wenn er seine Gläubiger befriedigt, so wird ihm nichts übrig bleiben."" So solltet ihr auch in andern Dingen verfahren, und untersuchen, was Jeder Eigenes habe." — Du hältst Jenen für reich, weil goldenes Geschirr auch auf Reisen ihn begleitet, weil er in allen Provinzen liegende Gründe hat, weil er in einem dicken Zinsbuch blättert, weil er in der Nähe der Stadt Grundstücke von einer Ausdehnung besitzt, welche man ihm beneiden würde, auch wenn sie in den ödesten und entlegensten Gegenden Apuliens sich befänden — zähle dieses Alles her, doch ist er arm. „Warum?" fragst Du. Weil er schuldet. „Wie viel?" Alles. Oder meinst Du, es mache einen Unterschied, ob man von einem Menschen oder vom Glücke geborgt hat? Was helfen jene Züge feister Maulthiere von Einer Farbe? Was jene Wagen, geschmückt mit erhabenen Bildwerken?

Flüchtige Rosse mit Purpur gedeckt, und prächtigem Stickwerk.
Glanzvoll hängen von Golde herab an den Brüsten die Kettlein;
Golden geschirrt kau'n alle das röthliche Gold mit den Zähnen *).

Alles dieses kann seinen Herrn nicht besser machen, noch seine Thiere. Marcus Cato Censorius (der nicht minder zum Heil der Republik gebohren ward, als Scipio; denn dieser bekämpfte unsere Feinde, jener unsere Sitten) — Cato ritt auf einem Klepper, den er noch überdieß mit Päcken belud, um seine Bedürfnisse bei sich zu haben. O wie sehr wünschte ich, daß er auf der Straße einem unserer reichen Stutzer begegnete, wie er seine Läufer und Numidischen Reitknechte und viel Staubes vor sich herjagt! Dieser würde sich in Mitten seiner Pracht und seines Gefolges unfehlbar hoch über Cato dünken, der prunkende Modemann, der eben darüber sich bedenkt, ob er sich auf das Schwert oder Messer verdingen **) soll. O welche Zierde jenes Jahrhunderts war ein Feldherr, ein Triumphator, ein Censor, und, was mehr als dieses Alles ist, ein Cato, der mit einem einzigen Gaul sich begnügt, und diesen nicht einmal ganz braucht! Denn einen Theil desselben nahm das Gepäcke ein, welches zu beiden Seiten herabhing. Sollte man nicht allen wohlgenährten

---

*) Virgil Aen. VII, 277 ff.

**) Eine der größten Modethorheiten jener Zeit war, daß vornehme Herren als Gladiatoren oder bei Thierhetzen auftraten.

Prachtpferden, zierlich geschenkelten Asturiern und feinen Paßgängern jenes einzige Pferd vorziehen, welches Cato selbst striegelte?

Ich sehe, daß ich über diesem Gegenstand kein Ende finden werde, wenn ich nicht selbst eines mache. Genug also von diesen Dingen, von welchen Derjenige ohne Zweifel voraussah, wohin es mit ihnen kommen würde, der ihnen den Namen impedimenta [Geschleppe] zuerst gegeben. Nur will ich Dir noch einige wenige Syllogismen unserer Schule vorlegen, welche sich auf die Tugend beziehen, die wir für das glückliche Leben zureichend finden. „Was gut ist, macht auch gut: was z. B. in der Tonkunst gut ist, macht den guten Tonkünstler; Glücksgaben aber machen nicht gut; also sind sie keine Güter." Dagegen wenden die Peripatetiker ein, daß der Obersatz nicht richtig sey. „Was gut ist," sagen sie, „macht nicht immer gut. In der Musik kann etwas gut seyn, z. B. eine Flöte, ein Saitenspiel, irgend ein zur Hervorbringung von Tönen geeignetes Instrument; doch macht keines derselben den Tonkünstler." Hierauf antworten wir: ihr verstehet nicht, in welchem Sinne wir sagten: „was in der Tonkunst gut ist." Wir meinen damit nicht das, womit der Musiker ausgerüstet ist, sondern was ihn zum Musiker macht; ihr sprechet von seinen Geräthschaften, nicht von seiner Kunst. Was aber in der Tonkunst selbst gut ist, das macht allerdings den Tonkünstler. Ich will dieß noch deutlicher machen. Bei der Musik nennt man etwas in doppelter Hinsicht gut: in der einen, sofern dadurch die Wirkung des Tonkünstlers, in der andern, sofern die Kunst befördert wird. Zur Wirkung gehören Flöten, Saiten, andere Werkzeuge;

zur Kunst selbst gehören sie nicht. Der Künstler besteht auch ohne sie: wiewohl er seine Kunst ohne sie vielleicht nicht üben kann. Bei dem Menschen ist aber das Gute nicht gedoppelter Art: es giebt nur ein und dasselbe Gut für den Menschen und für das Leben.

„Was dem verächtlichsten und schändlichsten Menschen zu Theil werden kann, ist kein Gut; Reichthum aber fällt auch dem Kuppler und Gladiatorenmeister zu; also ist er kein Gut.“ Der Satz ist falsch, hält man uns entgegen: denn auch in der Literatur, in der Heilkunde, in der Schiffffahrtskunst sehen wir oft den Niederträchtigsten Gutes zu Theil werden. — Allein diese Künste und Wissenschaften versprechen keine Seelengröße, erheben sich nicht zur Höhe, verschmähen nicht das Zufällige. Die Tugend erhebt den Menschen und stellt ihn über Alles, was den Sterblichen theuer ist; sie wünscht nicht zu angelegentlich die Dinge, welche man Güter, noch fürchtet sie sich vor denen, welche man Uebel nennt. Chelidon, einer von den Zärtlingen der Cleopatra, besaß ein großes Vermögen. In unsern Zeiten war Natalis, ein Mensch von gottloser und durch unreine Dienste entehrter Zunge, vieler Leute Erbe, und hatte viele Erben. Hat das Geld ihn unrein gemacht, oder hat er das Geld besudelt? Das Geld fällt manchen Menschen zu, wie ein Denarius in ein Cloak. Die Tugend steht über diesem Allem; sie wird nach ihrem eigenthümlichen Vermögen geschätzt, und achtet keines von allen jenen Dingen für ein Gut, die, wie das Glück will, herzugelaufen kommen. Die Heilkunde und die Steuermannskunst untersagt ihren Leuten keineswegs, solche Dinge zu bewundern. Wer kein tugendhafter

Mensch ist, kann nichts desto weniger ein Arzt, ein Steuermann, ein Literator seyn, so gut, beim Hercules, als ein Koch. Wer nicht hat, was der Zufall will, wird auch nicht bald so, bald anders heißen. Welcher Art eines Mannes Besitz ist, solcher Art ist er selbst. Ein Geldsack ist so viel werth, als er enthält; oder vielmehr, er selbst ist nur eine Zugabe zu dem, was er in sich hat. Wer schreibt einem vollen Beutel einen andern Werth zu, als den, welchen die in ihm aufbewahrte Summe Geldes hat? Dasselbe ist es mit den Herren großer Besitzthümer: sie selbst sind nur die Zugaben und Anhängsel der Letzteren. Warum ist also der Weise groß? Weil er eine große Seele hat. Also ist es wahr, daß kein Gut ist, was auch dem Verächtlichsten zufallen kann. Folglich werde ich auch die Schmerzlosigkeit kein Gut nennen: auch die Grille, auch der Floh besitzt sie. Eben so wenig die Ruhe, das Freiseyn von Beschwerde: was ist harmloser als ein Wurm?

Du fragst, was den Weisen macht? Was den Gott. Du mußt ihm etwas Göttliches, Himmlisches, Großes geben. Das Gute fällt nicht Jeglichem zu; es verträgt sich nicht mit jedem Besitzer. Siehe zu,

Was dir jeglicher Boden gewährt, was jeglicher weigert.
Hier steigt üppig die Saat; dort heben sich glücklicher Trauben,
Anderswo Früchte des Baums; dort grünt ungeheißen die Grasung.
Siehest du nicht, dir sendet des Safrans Düfte der Tmolus,
India Elfenbein, und den Weihrauch zarte Sabäer?
Nackende Chalyber zollen dir Stahl — — —*).

*) Virgil. v. Landb. I, 53 ff.

So sind diese Dinge unter die Gegenden vertheilt, damit den Sterblichen der gegenseitige Verkehr zum Bedürfniß werde, wenn immer der Eine von dem Andern etwas holen muß. Jenes höchste Gut hat ebenfalls seinen bestimmten Wohnsitz; es entsteht nicht dort, wo das Elfenbein, noch wo das Eisen. — Wo es seinen Ort habe, fragst Du? In der Seele; wenn diese nicht rein und heilig ist, nimmt sie den Gott nicht in sich auf.

„Gutes wird nicht aus Schlechtem; Reichthum aber wird [gewonnen] durch Geiz; also ist Reichthum kein Gut." Es ist nicht wahr — wendet man ein — daß Gutes nie aus Schlechtem hervorgehen könnte; denn Raub und Diebstahl bringen Geld. Also sind Raub und Diebstahl zwar schlecht, aber nur in sofern sie des Schlimmen mehr, als des Guten, bewirken; sie bringen zwar Gewinn, aber verbunden mit Furcht; Sorge, Qualen für Leib und Seele. — Wer dieß behauptet, muß auch annehmen, daß der Raub, [wie er ein Uebel ist, weil er vieles Ueble bewirkt, auf der andern Seite auch ein Gut sey, weil er etwas Gutes schafft, eine Behauptung, die nicht unnatürlicher seyn kann. Wiewohl — wir wissen es, daß man Raub, Diebstahl und Ehebruch unter die Güter rechnet. Wie Viele giebt es, welche über dem Diebstahl nicht erröthen, wie Viele, welche des Ehebruchs sich rühmen! Raub im Kleinen wird zwar bestraft, im Großen durch Triumphe gefeiert. Allein bedenke, daß der Raub, wenn er wirklich von Einer Seite ein Gut ist, auch sittlich gut und eine rechtmäßige Handlung zu nennen seyn wird; und dieß kann keinem Sterblichen gedenkbar seyn. Also kann das Gute aus dem Schlechten nicht hervorgehen.

Denn wenn der Raub, wie ihr saget, nur deßwegen ein Uebel ist, weil er vieles Ueble herbeiführt, so wird er ganz und gar ein Gut seyn, sobald ihr ihm die Strafe erlasset, und ihm Gefahrlosigkeit verbürget. Allein die schwerste Strafe der Verbrechen ist in ihnen selbst. Ich behaupte, Du irrest, wenn du diese Strafe erst von dem Kerker oder dem Henker erwartest; das Verbrechen straft sich, so wie es verübt ist, ja während es verübt wird. So erwächst also nie das Gute aus dem Schlechten, so wenig als die Feige aus dem Oelbaum. Das Gewächs entspricht seinem Saamen; das Gute kann nicht ausarten. Wie aus dem Schändlichen nie das Achtungswürdige hervorgeht, so auch nicht aus dem Schlechten das Gute: denn das Achtungswürdige und das Gute ist eins und dasselbe. – Einige der Unsern antworten diesen Gegnern in folgender Art: „Nehmen wir auch an, das Geld sey ein Gut, woher man es auch nehme, so ist Geld, dessen man sich durch Raub bemächtigt, darum doch nicht aus dem Raube [hervorgegangen].“ Dieß ist so zu verstehen: in einer und derselben Urne ist Gold und eine Viper. Wenn Du nun das Gold aus der Urne nimmst, weil auch eine Viper in derselben ist, so giebt Dir die Urne das Gold, nicht weil sie eine Viper hat, sondern sie giebt es Dir, obgleich sie auch eine Viper hat. So entsteht Gewinn aus dem Raube, nicht weil dieser schändlich und ein Verbrechen ist, sondern weil er auch Gewinn mit sich führt. Wie nun in jener Urne die Viper das Uebel ist, nicht das Gold, welches neben der Viper liegt, so ist bei dem Raube das Verbrechen, nicht der Gewinn das Uebel. Mit Diesen bin ich

nicht einverstanden. Das beiderseitige Verhältniß ist ein sehr verschiedenes. Dort kann ich das Gold ohne die Viper wegnehmen: hier kann ich den Gewinn nicht machen ohne den Raub. Der Gewinn liegt hier nicht neben dem Verbrechen, sondern in ihm.

„Eine Sache, die uns, indem wir sie erreichen wollen, vielen Uebeln aussetzt, ist kein Gut; indem wir aber den Reichthum erreichen wollen, gerathen wir in viele Uebel; also ist der Reichthum kein Gut." — Ihr stellt also die beiden Säze auf, einmal: „indem wir den Reichthum erreichen wollen, gerathen wir in viele Uebel." Allein in viele Uebel gerathen wir auch, indem wir die Tugend erreichen wollen. Einer unternimmt, um sich zu vervollkommnen, eine Seereise, und erleidet Schiffbruch; ein Anderer geräth in Gefangenschaft. Euer anderer Satz ist: „eine Sache, durch welche wir in viele Uebel gerathen, ist kein Gut." Aber daraus folgt nicht, daß Reichthum oder Wollust uns Uebel zuziehen: oder wenn wir wirklich durch den Reichthum in viele Uebel gerathen, so ist er nicht nur kein Gut, sondern ein Uebel. Ihr aber sagt nur, er sey kein Gut. Ueberdieß gebet ihr ja zu, der Reichthum habe einigen Nutzen, und zählet ihn unter die annehmlichen Dinge. Allein nach Eurer Schlußfolge kann er nicht einmal dieses seyn; denn durch ihn gerathen wir ja in viele Unannehmlichkeiten. — Dagegen wenden einige [Stoiker] ein: Ihr irret, wenn ihr diese Unannehmlichkeiten dem Reichthum aufrechnet. Er verletzt Niemanden: Jedem schadet entweder seine eigene Thorheit, oder die Schlechtigkeit Anderer; so tödtet das Schwert selbst Niemanden, es ist die Waffe des Tödtenden. Wenn

Du also wegen des Reichthums Schaden leidest, so ist es nicht dieser selbst, welcher Dir schadet. Besser, wie ich glaube, schließt Posidonius: „Der Reichtham ist die Ursache von Uebeln, nicht sofern er selbst welche bewirkt, sondern sofern er Andere, sie zu bewirken, veranlaßt." Denn es ist ein Unterschied zwischen der bewirkenden Ursache, welche nothwendig unmittelbar schadet, und zwischen der veranlassenden. Eine solche ist der Reichthum. Er macht aufgeblasen, erzeugt Hochmuth, zieht Neid und Haß zu, und verkehrt so sehr die richtige Denkweise, daß wir uns des Rufes, viel Geld zu haben, freuen, auch wenn er uns schädlich ist. Ein Gut aber muß ohne allen Vorwurf seyn: es ist rein, es verderbt nicht das Gemüth, macht ihm keine Sorgen, hebt es zwar empor und erweitert es, aber ohne es aufzublähen. Das Gute giebt Zuversicht, der Reichthum Keckheit; das Gute giebt Seelengröße, der Reichthum Uebermuth. Uebermuth aber ist nichts anderes, als ein falscher Schein von Größe. — „Aber auf diese Art," sagt man, „ist der Reichthum sogar ein Uebel, nicht nur kein Gut." Er wäre ein Uebel, wenn er unmittelbar schadete, wenn er, wie ich sagte, die bewirkende Ursache wäre; allein er ist nur die veranlassende, und zwar, indem er die Gemüther nicht bloß reizt, sondern auch anzieht. Denn er bietet eine dem Guten ähnliche Außenseite dar, welcher die Meisten trauen. Auch die Tugend ist veranlassende Ursache zum Hasse; denn Manche werden wegen ihrer Weisheit, Manche wegen ihrer Gerechtigkeit gehaßt; allein diese Veranlassung liegt nicht, auch nur scheinbar, in ihrem Wesen. Dagegen bietet sich den Menschen die Tugend in ihrer natürlichen Gestalt als eine solche

bar, die zur Liebe und Bewunderung auffordert. Posidonius will, daß man so schließe: „Was der Seele keine Größe, keine Zuversicht, keine Furchtlosigkeit giebt, ist kein Gut: Reichthum, Gesundheit und Aehnliches thun dieß nicht; also sind sie keine Güter." Er erweitert diesen Schluß noch auf folgende Weise: „Was der Seele keine Größe, keine Zuversicht, keine Furchtlosigkeit giebt, dagegen aber Uebermuth, Dünkel, Anmaßung erzeugt, ist ein Uebel; hierzu aber verleiten uns die Zufallsgüter, also sind sie keine Güter." Allein — wendet man ein — auf diese Weise wären sie nicht einmal Annehmlichkeiten. „Es ist ein Unterschied zwischen Annehmlichkeiten und Gütern. Unter jenen verstehen wir, was mehr Genuß als Beschwerde verursacht; das Gute aber muß lauter und nach allen Theilen unschädlich seyn. Nicht das ist ein Gut, was mehr nützt, sondern was nur nützt. Ueberdieß können Annehmlichkeiten auch Thieren, auch unvollkommenen Menschen und Thoren zufallen. Es kann ihnen also auch Unangenehmes beigemischt seyn; aber Annehmlichkeiten nennt man sie, ihrem größeren Theile nach betrachtet. Das Gute kann bloß an den Weisen kommen; es muß unverletzt seyn."

Sey gutes Muths! Noch ist Ein Knoten, aber ein Herkalischer *), zu lösen übrig. „Aus Uebeln wird kein Gut: aus vieler Leute Armuth wird Reichthum; also ist der Reichthum kein Gut." — Die Stoiker erkennen diesen Schluß nicht an. Die Peripatetiker haben ihn ersonnen, um ihn zu

*) Ironisch für: noch ist eine Wortklauberei zu erwähnen, die nicht viel auf sich hat.

widerlegen. Posidonius aber sagt, dieser in allen Schulen der Dialektiker wohlbekannte Trugschluß werde von Antipater so entkräftet: „Die Armuth bezeichne keinen Besitz, sondern die Negation (Verneinung) desselben. Mit diesem Worte werde, wie die Alten sagten, per orbationem (nach dem Griechischen κατὰ στέρησιν) nicht gesagt, daß man etwas habe, sondern nicht habe. Vielfaches Leere kann nichts voll machen; Reichthum entsteht aus vielen Sachen, nicht aus vervielfachtem Mangel. Ihr nehmet das Wort Armuth anders, als ihr solltet. Es heißt nicht Wenig besitzen, sondern Vieles nicht besitzen. Die Armuth hat also ihren Namen nicht von Dem, was man hat, sondern von Dem, was ihr fehlt." Ich würde mich deutlicher ausdrücken können, wenn ich ein lateinisches Wort für ἀνυπαρξία (Nichtvorhandenseyn) hätte. Diesen Sinn weist Antipater dem Worte Armuth an. — Ich sehe jedoch nicht, was Armuth anderes sey, als der Besitz von Wenigem. Ein andermal, wenn wir reichliche Muße haben, wollen wir untersuchen, was das Wesen des Reichthums und der Armuth sey; allein auch dann wollen wir betrachten, ob es nicht besser sey, die Armuth zu beschwichtigen, und dem Reichthum seinen Hochmuth zu benehmen, als uns über Worte zu zanken, als ob über die Sache schon entschieden wäre. Denken wir uns, wir seyen in die Volksversammlung gerufen. Es ist ein Antrag auf Abschaffung des Reichthums zu berathen. Werden wir mit solchen Syllogismen für und wider sprechen? Werden wir dadurch bewirken, daß das römische Volk seine Armuth, die Grundlage und Ursache seiner Weltherrschaft, wieder

hervorsuche und preise, und vor seinem Reichthum sich fürchte? Daß es bedenke, wie es diesen bei den Besiegten vorgefunden, und wie durch ihn Ehrgeiz, Bestechungen und Unruhen in diese sonst so sittenreine und weise Stadt eingedrungen; wie man mit thörichter Schwelgerei die Beute der Nationen zur Schau trage, und wie dasjenige, was Ein Volk Allen entrissen, noch leichter dem Einen von Allen entrissen werden könne? Solche Vorstellungen werden heilsamer seyn: besser, man treibt die Leidenschaften aus, als daß man sie definirt. Lass' uns, wenn wir können, kräftiger sprechen; wo nicht, doch klarer.

Achtundachtzigster Brief.

Ueber den Werth der freien Künste und Wissenschaften.

Du wünschest meine Ansicht von den freien Künsten und Wissenschaften zu erfahren. Ich achte kein Können und Wissen, und zähle keines unter die Güter, wenn man dabei auf das Geld ausgeht. Sie sind Erwerbkünste, immerhin nützlich, so weit sie den Geist vorbereiten, nicht in Beschlag nehmen. Denn nur so lange darf man sich bei ihnen verweilen, als der Geist nichts Größeres thun kann; es sind unsere Anfangsgründe, nicht unsere Werke. Warum sie freie Künste und Wissenschaften heißen, siehst Du leicht ein, weil sie des freigebornen Menschen würdig sind. Uebrigens

giebt es nur Eine wahrhaft freie Wissenschaft, die, welche frei macht; es ist die der Weisheit, jene erhabene, stärkende, großartige Wissenschaft: alle übrigen sind kleinlich und kindisch. Oder glaubst Du, daß etwas Gutes an Dingen sey, deren Lehrer, wie Du siehst, die schamlosesten und lasterhaftesten Menschen sind? Solche Dinge sollten wir nicht lernen, sondern gelernt haben.

Einige glaubten untersuchen zu müssen, ob diese Wissenschaften den Menschen zur Tugend bilden können? Sie versprechen es ja nicht einmal, und maßen sich hierin keine Einsicht an. Der **Grammatiker** beschäftigt sich mit der Sprache, und wenn er weiter gehen will mit der Geschichte; und will er sein Gebiet recht weit ausdehnen, mit Gedichten. Was von allem Diesem bahnt den Weg zur Tugend? Etwa das Silbenzählen, das sorgfältige Untersuchen der Wörter, das Auswendiglernen von Fabeln, die Regeln und das Abmessen der Verse? Was von diesem Allem benimmt die Furcht, verbannt den Eigennutz, zügelt die Begierden? Gehen wir zur Geometrie, zur Tonkunst über; wir werden auch hier nichts finden, was uns lehrte, Nichts zu fürchten, Nichts zu wünschen. Wer dieß nicht gelernt hat, hat Alles Uebrige umsonst gelernt.

Man muß darauf sehen, ob diese Leute die Tugend lehren, oder nicht. Lehren sie dieselbe nicht, so theilen sie sie auch nicht mit; lehren sie dieselbe, so sind sie Philosophen. Willst Du Dich aber überzeugen, wie sie so gar nicht in der Absicht, Tugend zu lehren, sich niedergesetzt haben, so siehe, wie unähnlich unter sich ihre Studien sind. Würden sie Alle dasselbe (die Tugend) lehren, so wäre diese Unähnlichkeit

nicht. Oder können sie Dich bereden, Homer sey ein Philosoph gewesen, da sie doch mit denselben Gründen, aus welchen sie dieses schließen, es auch wieder aufheben? Denn bald machen sie ihn zum Stoiker, der nichts als die Tugend gut heißt, die Sinnenlust flieht, und von dem Ehrenhaften nicht einmal durch den Preis der Unsterblichkeit sich abwendig machen läßt; bald zum Epicureer, der nur den ruhigen Zustand des Staates lobt, und ein unter Schmaus und Gesang hingebrachtes Leben preist; bald wieder zum Peripatetiker, der drei Classen von Gütern aufstellt; oder zum Academiker, der alles für ungewiß erklärt. Es ist klar, daß Homer nichts von diesem Allem ist, weil er alles seyn soll; denn diese Eigenschaften sind unter sich widersprechend. Jedoch — geben wir ihnen zu, daß Homer ein Philosoph war. Nämlich er ist ein Weiser geworden, noch ehe er Dichter ward, und so lass' uns Dasjenige lernen, was den Homer zum Weisen machte. Aber zu untersuchen, ob Homer oder Hesiod älter gewesen sey, ist eben so wenig förderlich, als zu wissen, ob Hecuba oder Helena die ältere war, und warum der Dichter die Zeiten so gewaltig verwechselt habe. Zu was soll es uns helfen, des Patroclus und Achilles Lebensalter zu untersuchen? Willst Du lieber darnach fragen, wo der Schauplatz von des Ulysses Irren war, als bewirken, daß wir nicht selbst unaufhörlich irren? Ich habe keine Muße, Vorträge über die Frage anzuhören, ob Ulysses zwischen Italien und Sicilien umhergetrieben worden, oder außerhalb des uns bekannten Welttheils; denn in einem so beschränkten Raume konnten seine Irrfahrten nicht von so langer Dauer seyn. Die Stürme der Seele werfen uns täglich umher, und unsere

Schlechtigkeit stürzt uns in alle Unfälle des Ulysses. Da fehlt es nicht an schönen Gestalten, welche unsere Augen beschäftigen, nicht an Feinden; von hier drohen wilde Ungeheuer, welche in Menschenblut schwelgen, von dort tückische Zauberstimmen; es droht Schiffbruch und ein bunter Wechsel von Mißgeschick. Das lehre mich, wie ich das Vaterland, wie meine Gattin, wie meinen Vater lieben, wie ich zu diesen Tugenden auch nach dem Schiffbruche noch steuern kann. Wozu die Untersuchung, ob Penelope wirklich sittenrein war, oder ob sie die Welt betrogen? Ob sie vermuthete, daß es Ulysses war, welchen sie vor sich sah, noch ehe sie es wußte? Lehre mich, was Sittenreinheit sey, welch ein Gut sie sey, und ob sie sich auf den Körper oder auf die Seele beziehe?

Ich gehe zur Tonkunst über. Du lehrst mich, wie hohe und tiefe Töne unter sich zusammenstimmen, wie eine Harmonie aus Saiten hervorgehe, welche ungleiche Töne von sich geben; bewirke vielmehr, daß meine Seele mit sich selbst harmonire, und mein Wollen nicht mit sich selbst im Mißklang stehe. Du zeigst mir, welche Tonarten einen klagenden Ausdruck haben; zeige mir vielmehr, wie ich es dahin bringen kann, mitten im Unglück keinen Klagelaut hören zu lassen.

Die Meßkunst lehrt mich, Grundstücke auszumessen; lehre sie mich vielmehr, zu bemessen, wie viel für den Menschen genug ist. Die Rechenkunst lehrt mich mit Zahlen umgehen, und meine Finger dem Dienste der Habsucht leihen; lehrte sie mich doch, wie so gar nichts dergleichen Berechnungen nützen, und daß der Mann, dessen Vermögen die

Rechnungsführer ermüdet, nicht der glücklichere sey; vielmehr wie überflüssige Dinge ein Mensch besitze, der sehr unglücklich seyn würde, wenn er sein Eigenthum nach sich selbst berechnen müßte!

Was nützt es mich, zu wissen, wie man ein Stück Land eintheilt, wenn ich es nicht mit meinem Bruder zu theilen verstehe? Was nützt es, ein Jauchert Fuß für Fuß auf's Genaueste auszumessen, und auch, was der Meßruthe entgeht, zu bemerken, wenn ein mächtiger Nachbar, der mir etwas von dem Meinigen abschneidet, mich traurig machen kann? Man lehrt mich, wie ich es verhindern könne, etwas von meinen Grundstücken zu verlieren; aber ich möchte lernen, sie alle heiteres Muthes zu verlieren. „Man treibt mich," klagst Du, „aus dem Gute meines Vaters und Großvaters!" Wer hat es denn vor Deinem Großvater besessen? Kannst Du ausmitteln, ich will nicht sagen welchem Menschen, sondern welchem Volke es zugehörte? Du bist nicht als Herr, sondern als Pächter in dasselbe eingetreten. Als wessen Pächter? Wenn es gut geht, Deines Erben. Die Rechtsgelehrten behaupten, öffentliches Eigenthum verjähre nicht; was Du hast, ist öffentliches Eigenthum; was Du das Deinige nennst, ist öffentliches, und zwar des ganzen Menschengeschlechtes Eigenthum. O der herrlichen Kunst! Du verstehst, runde Flächen und Körper auszumessen, jene gegebene Figur in ein Quadrat zu verwandeln, und bestimmst die Abstände der Sterne; nichts ist, was Du nicht Deinem Maaßstab unterwürfest. Wenn Du Meister in Deiner Kunst bist, so miß den Geist des Menschen aus, sage, wie groß, wie klein er sey. Du weißt, was eine gerade Linie sey; was

nützt dieß, wenn Du nicht weißt, was im Leben gerade und richtig ist?

Ich komme jetzt zu Dem, welcher sich der Kenntniß der Himmelskörper rühmt:

> Wo sich berge am Himmel das kalte Gestirn des Saturnus;
> Welche Kreise durchirre Merkurius wanderndes Feuer *).

Was soll es nützen, dieß zu wissen? Um mich zu ängstigen, wenn Saturn und Mars einander gegenüber stehen, oder Merkur am Abend im Angesichte Saturns untergeht? Vielmehr sollte ich lernen, daß diese Himmelskörper alle, wo sie auch stehen, günstig seyen und unwandelbar. Das Verhängniß führt sie in stetiger Ordnung auf unausweichlicher Bahn; in einem fest bestimmten Wechsel kehren sie wieder. Die Gestirne sind entweder die bewirkenden Ursachen aller Ereignisse, oder ihre Verkündiger. Allein, wenn sie alles herbeiführen, was geschieht; wozu die Kenntniß des Unabänderlichen? Oder wenn sie es vorbedeuten, was hilft es, voran zusehen, was man nicht vermeiden kann? Du magst es wissen oder nicht wissen: es wird geschehen.

> Wenn du zur eilenden Sonne jedoch und der folgenden Sterne
> Ordnungen wendest den Blick, wird nie dich die morgende Stunde
> Täuschen, noch je in der heiteren Nacht Arglist dich berücken.

Es ist genug und übergenug dafür gesorgt, daß ich vor Arglist sicher sey. Täuscht mich etwa die morgende Stunde? Nur das täuscht uns, was, ohne daß wir's wissen, kommt. Ich weiß nicht, was kommen wird; aber was kommen kann,

---

*) Virgil vom Landbau, I, 336 f. und weiterhin 424—26.

weiß ich. Ich erwarte **Alles**, und **wird** mir etwas erlassen, so rechne ich es als ein Glück. Mich täuscht die Stunde, wenn sie meiner schont; doch auch dann nicht täuscht sie mich. Denn wie ich weiß, daß Alles geschehen **kann**, so weiß ich auch, daß nicht Alles geschehen **wird**. So erwarte ich das Günstige, auf das Schlimme bin ich gefaßt.

Da mußt mich nun schon gewähren lassen, wenn ich hierin nicht nach der Regel mich richte. Ich kann mich nämlich nicht dazu verstehen, unter die freien Künste auch die **Malerei** aufzunehmen, eben so wenig als die Kunst der **Bildhauer** oder **Marmorarbeiter** und anderer Diener der Verschwendung. Nicht minder verbanne ich aus dem Kreise der **freien** Künste die **Ringkämpfer** und jene ganze nur mit Oel und Koth beschäftigte Wissenschaft; oder ich müßte auch die **Salbenkrämer** und Köche aufnehmen, und Wer sonst noch mit seinem Talente unsern Lüsten fröhnt. Denn, ich bitte Dich, was ist **Freies** an jenen Menschen, die am frühen Morgen sich erbrechen, die mit dem Körper in der Mast stehen, mit dem Geiste in Abzehrung und Schlafsucht versunken sind? Oder sind dieß wohl **freie** Beschäftigungen für unsere Jugend, welche bei den Alten sich aufrecht üben mußte, den Speer zu werfen, den Schanzpfahl zu schwingen, das Roß zu tummeln, die Waffen zu handhaben? Jene lehrten ihre Söhne nichts, was liegend zu lernen war. Die Tugend lehren und nähren diese Künste so wenig, als jene. Denn was frommt es, ein Pferd zu regieren und seinen Lauf mittelst des Zügels beherrschen zu können, und doch von zügellosen Affecten fortgerissen zu wer-

den? Was frommt es, im Ringen oder im Faustkampf noch so Viele zu überwinden, wenn uns der Zorn überwindet?

„Also bringen uns die freien Künste und Wissenschaften gar keinen Nutzen?“ In andern Dingen manchen, für die Tugend keinen. Auch jene anerkannt niedrigen Künste, welche mit der Hand betrieben werden, dienen zwar sehr zur Ausstattung des Lebens, aber zur Tugend tragen sie nichts bei. Warum unterrichten wir also unsere Söhne in den freien Wissenschaften und Künsten? Nicht, weil diese die Tugend zu geben vermöchten, sondern weil sie das Gemüth zur Aufnahme der Tugend vorbereiten. Wie mit den ersten Elementen, welche man den Knaben lehrt, diesem nicht schon die Wissenschaften beigebracht werden, sondern nur erst der Weg gebahnt wird, um ihn nächstens darin zu unterrichten; so führen die freien Künste das Gemüth nicht zur Tugend, sondern sie erleichtern es nur, dahin zu gelangen. Nach Posidonius giebt es vier Arten der Künste: gemeine und niedrige, spielende, kindische, freie. Die gemeinen sind die der Handwerker, die durch ihrer Hände Arbeit das Leben mit seinen Bedürfnissen versehen; die maßen sich nicht das Ansehen von Tugend und Würde an. Spielende sind diejenigen, bei welchen das Vergnügen der Augen und Ohren beabsichtigt wird. Hieher sind zu zählen z. B. die Mechaniker, welche Maschinen [für das Theater] erfinden, die sich von selbst erheben, und Bretergerüste, welche ganz stille in die Höhe steigen, und andere, unvermuthet wechselnde Erscheinungen, indem, was zusammenhing, aus einander weicht, oder was getrennt war, von selbst sich vereinigt, oder was emporragte, allmählich in sich zusammensinkt. Solche

Dinge fesseln das Auge des Unkundigen, der alles Ueberraschende, dessen Ursachen er nicht kennt, voll Staunen angafft. Kindische und einige Aehnlichkeit mit den freien habende sind die Künste und Wissenschaften, welche die Griechen encyklische, wir freie (liberales) nennen. Allein frei aber, und die wirklich freien sind diejenigen, deren Ziel die Tugend ist.

„Allein," sagt man, „gleichwie ein Theil der Philosophie die Naturkunde begreift, ein zweiter die Moral, der dritte die Dialektik, so macht auch diese ganze Schaar freier Künste Anspruch auf eine Stelle in der Philosophie. Handelt es sich von physischen Untersuchungen, so hat man sich nicht selten auf ein Zeugniß der Größenlehre zu berufen. Diese ist also ein Theil der Wissenschaft, welche durch sie unterstützt wird." Wir brauchen viele Hilfsmittel, welche darum nicht Theile von uns sind. Vielmehr, wenn sie dieses wären, so wären sie keine Hilfsmittel. Die Speise ist ein Hilfsmittel für den Körper, aber kein Theil desselben. Die Größenlehre leistet uns einigen Dienst; in so fern ist sie der Philosophie nothwendig, eben so wie der Größenlehre selbst der Verfertiger ihrer Werkzeuge nothwendig ist: allein so wenig als dieser ein Theil der Größenlehre, eben so wenig ist diese ein Theil der Philosophie. Außerdem hat jede ihr fest begränztes Gebiet. Der Philosoph untersucht und kennt die Ursachen der natürlichen Dinge, deren Zahl und Maß der Mathematiker bestimmt und berechnet. Der Philosoph weiß, wie die Himmelskörper bestehen, was ihre Natur und die Wirkung ihrer Erscheinungen sey; ihren Lauf aber und ihre Wiederkehr berechnet der Mathematiker, welcher seine Beobachtungen

über ihr Steigen und Sinken und ihren scheinbaren Stillstand anstellt, während ein solcher bei himmlischen Körpern nicht möglich ist. Aus welcher Ursache der Spiegel die Bilder der Gegenstände wiedergiebt, weiß der Philosoph; der Mathematiker wird Dir sagen können, wie weit ein Körper von dem Bilde abstehen muß, und welche Art von Bildern jede Form eines Spiegels hervorbringt. Daß die Sonne groß sey, wird der Philosoph Dir beweisen, wie groß, der Mathematiker, der nach seiner Erfahrung und Uebung verfährt; jedoch um so verfahren zu können, muß er gewisse Principien entlehnen. Allein eine Kunst ist nicht selbstständig, deren Grundlage eine erborgte ist. Die Philosophie erbittet sich nichts von Andern: sie errichtet ihr Gebäude auf eigenem Boden. Die Mathematik baut auf fremdem Grunde; sie empfängt die ersten Sätze, mit deren Hilfe sie weiter fortschreitet. Würde sie unabhängig auf die Wahrheit ausgehen, könnte sie die Natur des ganzen Weltalls umfassen, so würde ich sagen, daß sie unsern Geist mächtig fördere, welcher durch die Beschäftigung mit dem Himmlischen wächst, und etwas Erhabenes sich aneignet.

Eines nur giebt dem Geiste seine Vollendung: die unwandelbare Kenntniß des Guten und Bösen, welche allein der Philosophie zukommt; denn keine andere Wissenschaft untersucht das Gute und Böse. Gehen wir die einzelnen Tugenden durch. Die Tapferkeit ist die Verächterin des Furchtbaren: auf alles Schreckliche, auf Alles, was unsere Freiheit unter das Joch beugen will, schaut sie herab, fordert es heraus, zerbricht es; sind es die freien Künste, welche ihr diese

Kraft geben? Die Treue ist das heiligste Gut des menschlichen Herzens: kein Zwang kann sie nöthigen, eine Täuschung zu begehen, keine Belohnung bestechen. „Quäle mich," ruft sie, „mit Flammen und Eisen, und tödte mich; ich verrathe nichts. Ja, je tiefer der Schmerz nach meinem Geheimniß sucht, desto tiefer will ich es bergen." Sind es die freien Künste, welche diese Gesinnung geben? Die Mäßigkeit gebietet den sinnlichen Vergnügungen: einige derselben haßt und verbannt sie, andere genießt sie sehr haushälterisch, und beschränkt sie auf ein nüchternes Maaß; nie aber sucht sie dieselben um dieser selbst willen. Sie weiß, daß das beste Maß darin besteht, von den Gegenständen des Begehrens nicht so viel, als man will, sondern, so viel man muß, sich anzueignen. Die Menschenliebe verbietet Uebermuth gegen Genossen, sie verbietet die Habsucht; in Empfindungen, Worten und Handlungen erweist sie sich gegen alle Menschen theilnehmend und freundlich; kein Leiden hält sie für ein fremdes, und was sie Gutes hat, ist ihr darum besonders werth, weil es auch Andern zu Gute kommen kann. Sind es die freien Künste, welche ein solches Verhalten zum Gesetze machen? Wahrlich dieses so wenig, als die Aufrichtigkeit, Bescheidenheit, Selbstbeherrschung, oder die einfache Lebensweise und Sparsamkeit, oder auch die Milde, welche fremdes Blut wie eigenes schont, und weiß, daß der Mensch von dem Menschen keinen verschwenderischen Gebrauch machen darf. „Allein," sagt man, „wenn ihr behauptet, ohne die freien Künste und Wissenschaften gelange man nicht zur Tugend, wie könnt ihr sagen, daß sie nichts zur Tugend beitragen?" Ohne Speise gelangt man nicht zur Tugend, und

doch gehört zur Tugend die Speise nicht. Das Holz trägt nichts zum Schiffe bei, und doch wird kein Schiff ohne Holz. Man hat sich nicht vorzustellen, daß Etwas mit Hilfe einer Sache geschehe, wenn es ohne diese nicht geschehen kann. Man kann sogar behaupten, daß es möglich sey, auch ohne die freien Künste und Wissenschaften zur Tugend zu gelangen; denn wenn gleich die Tugend gelernt werden muß, so wird sie doch nicht durch diese gelernt. Wie soll ich glauben, daß ein Mann, der die Buchstaben nicht kennt, darum nicht weise werden könne? Beruht ja doch die Weisheit nicht auf den Buchstaben. Sie hat es mit den Sachen, nicht mit Worten zu thun; und vielleicht ist ein Gedächtniß zuverläßiger, welches keine Hilfsmittel außer sich hat. Es ist etwas Großes, Weitumfassendes um die Philosophie: sie bedarf eines freien Raumes; über Göttliches und Menschliches ist hier Unterricht zu empfangen, über Vergangenes und Künftiges, über Vergängliches, Ewiges, über die Zeit. Bedenke nur, wie vieles es über dieses Eine, die Zeit, zu fragen giebt: zuerst, ob sie etwas an sich sey? sodann, ob Etwas vor der Zeit sey, ohne Zeit? ob sie zugleich mit der Welt angefangen, oder ob auch vor der Welt, weil etwas gewesen, die Zeit gewesen sey? Unzählige Fragen entstehen nur über die Seele: woher sie sey? welcher Art? wann sie zu seyn anfange? wie lange sie daure? ob sie immer wieder in andere Körper übergehend ihre Wohnung wechsle, und immer wieder an andere thierische Körper gebunden werde? oder ob sie nur Einmal dienstbar werde, dann aber freigelassen im Weltganzen schwebe? Ob sie körperlich sey,

oder nicht? Was sie thun werde, wenn sie aufgehört hat, durch uns thätig zu seyn? Wie sie ihrer Freiheit sich bedienen werde, wenn sie aus diesem Gefängnisse entlassen ist? Ob sie alles Frühere vergessen, und dann erst sich kennen lernen werde, wann sie, des Körpers ledig, in höhere Räume eingegangen ist? Welche Seite der göttlichen und menschlichen Dinge Du auch ins Auge fassen magst, die gewaltige Menge dessen, was zu fragen und zu lernen ist, wird Dich ermüden. Um so Vieles und so Großes in Deiner Seele ungehindert zu beherbergen, hast Du alles Ueberflüssige aus derselben zu entfernen. Die Tugend begiebt sich nicht in eine so enge Wohnung; das Große verlangt einen weiten Raum. Alles Andere werde ausgetrieben; ihr werde die ganze Brust geräumt!

„Allein die Kenntniß vieler Wissenschaften gewährt doch Vergnügen.“ Also behalten wir von ihnen bei, so viel nöthig ist. Wir finden es tadelnswerth, Ueberflüssiges sich anzuschaffen, und kostbare Dinge mit Pomp in seinem Hause auszukramen; und wir sollten nicht auch Den tadeln, der mit einem unnützen Geräthe von Wissen sich befaßt? Mehr wissen wollen, als hinreicht, ist eine Art von Ungenügsamkeit. Ueberdieß macht dieses Haschen nach gelehrtem Wissen die Menschen widerwärtig, geschwätzig, vorlaut, selbstgefällig, und weil sie Ueberflüssiges lernten, lernen sie das Nöthige nicht. Viertausend Bücher hat der Grammatiker Didymus *) geschrieben; er wäre zu beklagen, wenn er so

*) Ein Polyhistor unter Augustus, „der Mann mit den eisernen Eingeweiden“ genannt.

viele unnütze gelesen hätte. In einem derselben wird untersucht, wo Homers Heimath gewesen; in einem andern, wie des Aeneas wahre Mutter geheißen; in einem dritten, ob Anacreon mehr ein Wollüstling oder ein Trinker, in einem vierten, ob die Sappho eine öffentliche Dirne war — und Anderes, was man verlernen sollte, wenn man es wüßte. Nun behaupte man noch, das Leben sey nicht lang! Aber auch, wenn Du zu unsern Philosophen kommst, werde ich Dir vieles zeigen, was mit der Axt abgehauen werden sollte. Mit großem Aufwand an Zeit, mit vielem Verdruß für Anderer Ohren wird das Lob erkauft: „welch ein gelehrter Mann!“ Laß uns mit dem gemeinern Titel zufrieden seyn: „welch ein rechtschaffener Mann!“ Wie? ich sollte die Jahrbücher aller Nationen durchblättern, und nachforschen, wer die ersten Gedichte geschrieben; ich soll, da ich keine Jahresverzeichnisse habe, durch Berechnung finden, welcher Zeitraum zwischen Orpheus und Homer liege; ich soll die Pedantereien des Aristarchus prüfen, womit er fremde Gedichte bemäkelte; ich soll meine Lebenszeit mit Silbenstechereien verderben? Soll nie aus dem Staube der Geometrie herauskommen? So ganz soll die heilsame Lehre für mich verloren seyn: „spare die Zeit!“ Solche Dinge soll ich wissen? Und was soll ich dafür **nicht** wissen? Der Grammatiker **Apion**, der unter Cajus Cäsar ganz Griechenland mit seinen Marktschreiereien erfüllte, und von allen Städten für einen zweiten Homer erklärt ward, behauptete, Homer habe erst nach Vollendung seiner beiden Werke, der Odyssee und Ilias, dem Ganzen, in welchem er den trojanischen Krieg zusammenfaßte, den Anfang vorangestellt. Als Beweis hiefür

brachte er bei, daß der Dichter den ersten Vers absichtlich mit zwei Buchstaben angefangen, welche die Zahl seiner Bücher enthalten *). Dergleichen Dinge muß man wissen, wenn man Viel wissen will.

Bedenkst Du nicht, wie viele Zeit Uebelbefinden, öffentliche und häusliche Geschäfte, alltägliche Abhaltungen und der Schlaf Dir rauben? Bemiß Deine Lebenszeit; für so Vieles reicht sie nicht. Ich sprach von den freien Künsten und Wissenschaften; allein wie vieles Ueberflüsige haben nicht auch die Philosophen? Wie Vieles, was dem Gebrauche ferne liegt? Auch diese haben sich zur Silbenstecherei, zu Untersuchungen über Conjunctionen und Präpositionen herabgelassen, haben Grammatiker und Mathematiker beneidet. Was an den Wissenschaften der Letzteren Ueberflüssiges war, haben sie in die ihrige übergetragen. So kommt es, daß sie richtiger zu reden, als zu leben verstehen. Vernimm, welches Unheil übertriebene Subtilität stiftet, wie gefährlich sie der Wahrheit ist. Protagoras sagt, man könne über Alles mit gleich starken Gründen für und wider streiten, und selbst hierüber, ob wirklich über Alles für und wider sich streiten lasse. Nausiphanes behauptet, alles, was zu seyn scheine, sey eben sowohl nicht, als es sey. Parmenides meint, Nichts von dem, was zu seyn scheine, sey von dem Einen verschieden. Der Eleate Zenon schlägt Alles mit der Behauptung nieder: „Nichts ist.“ Um diesen Punkt dreht sich fast die ganze Lehre der Pyrrhoniker, der Megariker, Eretrier

*) Die Ilias beginnt mit ΜΗΝΙΝ, und die Buchstaben ΜΗ bedeuten als Zahlzeichen 48.

und Academiker, welche eine neue Wissenschaft eingeführt haben, das Nichtswissen. Alles dieses wirf zu dem unnützen Plunder der freien Künste und Wissenschaften. Diese bringen mir nur ein nutzloses Wissen bei; jene benehmen mir alle Hoffnung auf ein Wissen: besser ist doch, Ueberflüssiges wissen, als Nichts. Diese tragen mir keine Leuchte vor, um meinen Blick auf das Wahre zu richten; diese stechen mir die Augen aus. Wenn ich dem Protagoras glaube, so ist alles in der Welt nur zweifelhaft; wenn dem Nausiphanes, so ist das Eine gewiß, daß es nichts Gewisses giebt; wenn dem Parmenides, so ist nichts außer dem Einen; wenn dem Zenon, so ist das Eine nicht einmal. Was also sind wir? Was ist das Alles, was uns umgiebt, nährt, trägt? Die ganze Natur ist ein nichtiger oder täuschender Schatten. Ich wüßte nicht leicht zu sagen, ob ich mehr Denen zürnen soll, welche uns nichts wissen lassen wollten, oder Denen, welche auch nicht einmal das Nichtswissen uns übrig ließen.

Neunundachtzigster Brief.

Von der Eintheilung der Philosophie.

Du verlangst etwas sehr Nützliches und Jedem, der zur Weisheit hinstrebt, Unentbehrliches, eine Eintheilung der Philosophie, eine Zerlegung des großen Körpers in seine Glieder. Denn leichter gelangt man durch die Theile zur Kenntniß des Ganzen. Könnte doch, wie das Weltganze

unserem Anblicke sich darbietet, so auch die Philosophie als Ganzes vor unsere Augen treten, ein Schauspiel ähnlich dem des Universum! Glaube mir, sie würde alle Sterblichen zur Bewunderung hinreißen, so daß Diese alles dasjenige dahinten lassen würden, was wir jetzt aus Unkunde des Großen für groß halten. Weil aber dieser Anblick uns nicht werden kann, so müssen wir sie [im Einzelnen] betrachten, wie man abgesonderte Theile der Welt beschaut. Der Geist des Weisen umfaßt ihre ganze Masse, und überläuft mit seinem Blick sie nicht minder schnell, als wir mit unsern Augen das Firmament. Uns andern aber, die wir noch durch die Finsterniß dringen müssen, und deren Gesicht oft für das Nächste nicht zureicht, kann alles leichter einzeln gezeigt werden, da wir das Ganze noch nicht zu erfassen vermögen. Ich will also thun, was Du verlangst, und die Philosophie nicht in Stücke, sondern in ihre Theile zerlegen; denn es ist nützlich, sie einzutheilen, nicht aber, sie zu zerschneiden, da es eben so schwer ist, das sehr Kleine, wie das sehr Große, zu fassen. Das Volk theilt man in seine Tribus, das Kriegsheer in Centurien. Was in's Große angewachsen ist, wird leichter kennen gelernt, wenn es in Theile zerfällt, welche, wie ich sagte, eben nicht sehr klein und zahlreich zu seyn brauchen. Eben so fehlerhaft ist eine zu weit getriebene, als gar keine Eintheilung. Was bis zu Pulver klein gehackt ist, gleicht einem Gemengsel.

Zuerst glaube ich Dir sagen zu müssen, was zwischen Weisheit und Philosophie für ein Unterschied ist. Die Weisheit ist das vollendete Gut der menschlichen Seele; die Philosophie ist die Liebe zur Weisheit und das Streben nach ihr.

Diese weißt dahin, wohin jene gelangt ist. Woher der Ausdruck, ist für sich klar: das Wort selbst spricht es aus. Die Weisheit aber bestimmen Einige so, daß sie sagen, sie sey die Wissenschaft der göttlichen und menschlichen Dinge. Andere, sie sey die Kenntniß der göttlichen und menschlichen Dinge, und der Ursachen derselben. Dieser Zusatz scheint mir überflüssig zu seyn, weil die Ursachen in den göttlichen und menschlichen Dingen enthalten sind. Auch die Philosophie haben die Einen so, die Andern anders definirt: Jene nennen sie das Streben nach der Tugend, Diese das Streben nach Besserung des Gemüthes. Bei Einigen heißt sie auch das Verlangen nach richtiger Vernunft. Das steht fest, daß ein Unterschied ist zwischen Philosophie und Weisheit; denn unmöglich kann das Erstrebte und das Erstrebende Eines und Dasselbe seyn. Gleichwie ein großer Unterschied ist zwischen der Habsucht und dem Gelde, indem jene das Begehrende ist, und dieses der Gegenstand des Begehrens, eben so auch zwischen Philosophie und Weisheit. Diese ist die Wirkung und der Lohn der ersteren; jene kommt, zu dieser geht man. Weisheit ist, was die Griechen σοφία nennen. Dieses Wortes bedienten sich auch die Römer, wie wir jetzt das [griechische] Wort Philosophie nennen. Dieß beweisen Dir die alten römischen Lustspiele, und die Inschrift auf des Dossennus *) Grabmal:

Hospes resiste, et sophiam Dossenni lege!

---

*) Fabius Dossennus, ein alter komischer Dichter. Der Vers heißt wörtlich: „Stehe still, Fremdling, und lies die sophia des Dossennus."

Einige der Unsern haben, wiewohl die Philosophie das Streben nach Tugend, und diese das Begehren, jene das Begehrende sey, gleichwohl beide für unzertrennlich gehalten; denn es giebt so wenig eine Philosophie ohne Tugend, als eine Tugend ohne Philosophie. Die Philosophie ist das Streben nach Tugend, aber vermöge der Tugend selbst, und so wenig die Tugend seyn kann ohne das Streben nach ihr selbst, eben so wenig das Streben nach der Tugend ohne diese. Es ist damit nicht, wie mit dem Zielen nach einem entfernten Gegenstande, wo der Zielende an einem andern Orte sich befindet, als das Ziel; noch auch, wie mit einer Straße, die nach einer Stadt führt, aber außerhalb derselben ist. Zur Tugend gelangt man durch sie selbst. Philosophie und Tugend sind also unter sich verknüpft.

Die meisten und vorzüglichsten Lehrer stellen drei Theile der Philosophie auf, den moralischen, den physischen und den rationalen (dialektischen). Der erste ordnet das Gemüth; der zweite untersucht die Natur; der dritte prüft die eigenthümlichen Bedeutungen der Ausdrücke, die Verbindung derselben, und die Beweisgründe, damit sich nicht Falsches statt Wahrem einschleiche. Uebrigens giebt es Einige, welche die Philosophie in wenigere, Andere, welche sie in mehr Theile zerfällen. Gewisse Peripatetiker fügten einen vierten hinzu, den politischen; weil derselbe eine eigene Art von Studium erfordere, und mit einem andern Gegenstande sich beschäftige. Einige nehmen noch einen weiteren Theil an, welchen die Griechen Oekonomik nennen, oder die Wissenschaft, sein Eigenthum zu verwalten. Einige andere haben eine besondere Abtheilung „über die Lebensarten" ausgeschieden. Allein dieses

Alles ist in jenem moralischen Theile enthalten. Die Epicuräer glaubten nur zwei Theile der Philosophie annehmen zu müssen, den physischen und den moralischen; den rationalen schloßen sie aus. Da sie aber in der Folge durch die Gegenstände selbst genöthigt wurden, Zweideutiges zu unterscheiden, und das Falsche, welches unter dem Scheine der Wahrheit verborgen liegt, zu entlarven, so führten auch sie als einen besondern Abschnitt die Lehre „von dem Urtheil und der Regel," also den rationalen Theil unter einem neuen Namen wieder ein; allein sie betrachten diesen nur als einen Anhang der Naturlehre. Die Cyrenaiker hoben die Natur- und Vernunftlehre auf, und begnügten sich mit der Moral; aber auch diese führen in anderer Weise wieder ein, was sie beseitigt haben. Sie theilen nämlich die Moral in fünf Theile: der erste handelt von den Dingen, welche man fliehen und suchen soll; der zweite von den Affecten; der dritte von den Handlungen; der vierte von den Ursachen; der fünfte von den Beweisgründen. Die Lehre von den Ursachen gehört aber dem physischen Theile, die von den Beweisgründen dem rationalen, und nur die von den Handlungen der Moral an. Ariston aus Chios behauptet, Natur- und Vernunftlehre seyen nicht nur überflüssig, sondern zweckwidrig; selbst die Moral, welche er allein übrig läßt, wird von ihm beschränkt. Denn das ganze Capitel, welches die Verhaltungsregeln enthält, gehöre für den Erzieher, behauptet er, nicht für den Philosophen; als ob der Weise etwas Anderes wäre, als der Erzieher der Menschheit!

Nehmen wir also die Eintheilung der Philosophie in jene drei Hauptheile an, und versuchen wir es zuerst, die

Moral nach ihren Bestandtheilen zu ordnen. Auch sie zerfällt wieder in drei Abtheilungen: die erste lehrt Jedem das Seine anweisen, und ermitteln, was jedes Ding werth sey, eine sehr nützliche Lehre; denn was ist so nöthig, als jedem Gegenstande seinen rechten Werth beizulegen? Die zweite handelt von den Handlungen, die dritte von den Trieben. Das Erste also ist, daß Du richtig beurtheilest, wie hoch jede Sache zu halten sey; das Zweite, daß Du den Trieb darnach regelst und in dem gehörigen Maaß erhältst; das Dritte, daß Du Trieb und Handlung in Uebereinstimmung bringest, um hierin durchaus mit Dir selbst zu harmoniren. Fehlt es an einem dieser drei Stücke, so erleiden auch die übrigen eine Störung. Was hilft es, ein richtiges Urtheil über Alles im Kopfe zu haben, wenn Deine Triebe zu heftig sind? Was hilft es, Deine Triebe zu unterdrücken, und Deine Begierden in der Gewalt zu haben, wenn Du beim Handeln selbst die rechte Zeit nicht zu wählen verstehst, und nicht weißt, wann, wo und wie Jegliches geschehen soll? Ein Anderes ist es, den Werth und die Wichtigkeit der Dinge, ein Anderes, die rechten Augenblicke kennen; ein Anderes, seine Triebe zügeln, und zum Handeln schreiten, statt sich ins Handeln zu stürzen. Dann erst ist das Leben mit sich im Einklang, wann die Handlung nicht dem Triebe widerspricht, und der Trieb, nach dem Werth seines Gegenstandes sich richtend, je nachdem dieser mehr oder minder begehrt zu werden verdient, schwächer oder lebhafter ist.

Der physische Theil der Philosophie zerfällt in die Lehre von den körperlichen und unkörperlichen Dingen. Beide

theilen sich gleichsam wieder nach ihren Stufen ein. Die körperlichen Dinge sind entweder solche, die hervorbringen, oder solche, die von jenen hervorgebracht werden; zu den letztern gehören die Elemente. Diese selbst sind, wie Einige annehmen, einfach; nach Andern theilen sie sich in die Materie, die alles bewegende Ursache und in die Urstoffe.

Noch ist der rationale Theil der Philosophie einzutheilen übrig. Jede Rede ist entweder fortlaufend, oder durch Frage und Antwort unterbrochen. Diese beliebte man Dialektik, jene Rhetorik zu nennen. Hierbei hat man es mit den Worten, den Gedanken und der Anordnung zu thun. Die Dialektik theilt sich in zwei Theile, Worte und Begriffe, das heißt in die Sachen, wovon man, und in die Ausdrücke, womit man spricht. Hierauf folgt nun eine ins Unendliche gehende Unterabtheilung beider; daher ich hier schließen will. Denn nur

— — die wichtigsten Dinge verfolg' ich*);

sonst müßte, wenn ich Theile aus Theilen machen wollte, aus diesem Brief ein Buch werden.

Solche Dinge zu lesen, will ich Dir nicht wehren, bester Lucilius; nur beziehe alles, was Du liesest, sogleich auf die Besserung Deines Charakters. Regle Dein Verhalten; belebe, was schlaff, befestige, was haltungslos geworden, zähme das Widerspenstige, züchtige Deine, und, so viel Du kannst, auch Anderer Begierden, und wenn man Dir zuruft: „wie lange noch immer das Nämliche?“ so antworte: „und ich frage euch: Wie lange noch immer die nämlichen Fehler? Ihr

*) Virgil. Aeneid. I, 342.

wollt der Heilmittel eher, als eurer Uebel los seyn; um so mehr werde ich reden, und, weil ihr nicht hören wollt, nicht ablassen. Dann fängt die Arznei zu wirken an, wann die Berührung dem fühllos gewesenen Körper wieder Schmerz verursacht. Ich will Euch Dinge sagen, welche euch nützen sollen, auch wenn ihr nicht wollt. Mag dann mitunter manches Wort euch unfreundlich berühren; aber, weil ihr die Wahrheit einzeln nicht hören wolltet, so höret sie nun öffentlich. Wie weit wollet ihr noch die Gränzen eurer Besitzungen ausdehnen? Eine Feldmark, welche sonst einem Volke genügte, ist jetzt Einem Herrn zu eng. Wie weit noch sollen sich eure Getreidefluren erstrecken, da ihr nicht zufrieden seyd, auch wenn eure Landgüter alles Saatland einer ganzen Provinz begreifen? Namhafte Flüsse beginnen und vollenden ihren Lauf innerhalb eines Privateigenthums; große Ströme, die Gränzen großer Völker, sind von der Quelle bis zur Mündung euer. Doch auch das ist nicht genug. Mit euern weiten Parken umgürtet ihr die Meere; jenseits des adriatischen, des jonischen und ägäischen Meeres gebieten eure Verwalter; ein großes Wohngebäude in der Stadt, sonst die Wohnung glorreicher Feldherren, gilt für den werthlosesten Besitz. Aber besitzet, so viel ihr wollt; nennt ein Landgut euer, das sonst ein Königreich hieß. Macht zu eurem Eigenthum, was ihr nur immer könnt! Doch wird dessen, was euch nicht gehört, immer weit mehr seyn. Und nun spreche ich zu euch, deren Verschwendung eben so, wie die Habsucht Jener, in's Ungeheure geht. Euch sage ich: soll es keinen See mehr geben, über welchen nicht die Giebel eurer Landhäuser hereinragen; keinen Strom, dessen Ufer

ihr nicht mit euren Bauwerken einfasset? Wo immer eine Ader warmen Wassers quillt, erheben sich eure Herbergen der Wollust. Wo irgend das Meeresgestade in eine Bucht sich hineinzieht, alsbald legt ihr dort die Fundamente eines Baues, und mit keinem Boden zufrieden, den ihr nicht selbst geschaffen, drängt ihr das Meer in das Land hinein. Allerwärts sollen eure Paläste strahlen, bald auf hohe Berge gebaut, zu unermeßlicher Aussicht über Land und Meer, bald auf der Ebene zu Bergeshöhe aufgeführt, baut noch so viel, noch so ungeheuer; Jeder ist doch nur ein einzelnes, kleines Körperchen. Was hilft euch diese Zahl von Zimmern? ihr könnt nur in Einem liegen. Das ist nicht das eure, in welchem ihr nicht seyd. — Ich komme endlich zu euch, für deren unergründlichen und unersättlichen Schlund Meere und Länder durchsucht werden. Mit Hamen, mit Schlingen, mit Netzen aller Art und unter den größten Anstrengungen werden die Thiere verfolgt, deren keines vor euch sicher ist, wenn ihr nicht dessen überdrüssig seyd. Und doch — von allen jenen Schüsseln, welche ihr mittelst so vieler Hände herbeischaffet, wie wenig kostet euer von Genüssen abgestumpfter Gaumen? Wie wenig von jenem mit Gefahr gefangenen Wild schmeckt der Hausherr selbst, den Unverdaulichkeit und Uebelkeit plagen? Wie wenige von den zahllosen Muscheln, welche so weit herbeigeholt wurden, gelangen durch eure nie zu befriedigende Kehle? Ihr Unglücklichen, daß ihr nicht begreift, wie viel kleiner euer Magen ist, als euer Hunger!"

So sprich zu Andern, damit Du, während Du so sprichst, es selbst hörest. So schreibe, damit Du, während Du schreibst,

es selbst lesest; alles wende zu Deiner Besserung an und zur Besänftigung der Wuth der Affecte. Gieb Dir Mühe, nicht Mehr, sondern Besseres zu lernen.

Neunzigster Brief.

Die Leistungen der Philosophie.

Wer kann zweifeln, mein Lucilius, daß es ein Geschenk der unsterblichen Götter sey, daß wir leben; der Philosophie aber, daß wir gut leben; daß wir also der letzteren um so Mehr verdanken als den Göttern, um wie viel das gute Leben eine größere Wohlthat ist, als das Leben? Unstreitig verdankten wir ihr Mehr, wenn nicht die Philosophie selbst uns von den Göttern verliehen wäre; ihre Wissenschaft gaben sie Keinem, das Vermögen dazu Allen. Denn wenn sie auch dieses Gut gemein gemacht hätten, wenn wir als Weise schon zur Welt kämen, so verlöre die Weisheit das Beste, was sie hat: sie gehörte zu den Glücksgütern. Nun aber ist eben Dieß das Kostbare und Große an ihr, daß sie nicht zufällt, daß Jeder sie sich selbst schuldig ist, daß sie nicht von einem Andern erbeten wird. Was könntest Du an der Philosophie achten, wenn sie eine Sache der Gnade wäre? Ihre einzige Aufgabe ist, in göttlichen und menschlichen Dingen die Wahrheit aufzusuchen: nie trennt sich von ihr die Gerechtigkeit, die Dankbarkeit, die Frömmigkeit und die ganze übrige Begleitung der unter sich verknüpften und zusammenhängenden Tugenden. Sie lehrt die Götter ehren, die

Menschen lieben, zeigt, daß die höchste Macht den Göttern zukomme, und unter den Menschen eine Verbrüderung bestehe, welche eine Zeit lang unverletzt geblieben, bis Habsucht das Band zerriß, und selbst denen, welche sie am meisten bereicherte, Ursache der Armuth ward. Man hörte auf, Alles zu besitzen, als man ein Eigenthum begehrte. Aber die ersten Sterblichen und ihre nächsten Nachkommen folgten unverdorben der Natur: sie war ihnen Führerin und Gesetz, indem sie dem Gutdünken des Bessern sich überließen. Denn es ist der Natur eigen, das Geringere dem Vorzüglicheren unterzuordnen. An der Spitze vernunftloser Thierheerden stehen die größten oder die wildesten. Den Rindern geht nicht ein verkümmerter Stier voran, sondern der an Größe und Muskeln alle übrigen Stiere übertrifft; die Heerden der Elephanten führt der ansehnlichste; unter den Menschen gilt für den Größten der Beste. Dem Gemüthe nach also ward der Führer gewählt; und die glücklichsten Völker waren diejenigen, bei welchen nur der Beste der Mächtigste seyn konnte. Denn ein Solcher kann, was er will, der nur zu können glaubt, was er soll.

Posidonius glaubt daher, daß in jenem Zeitalter, welches man für das goldene hält, die Regierung in den Händen der Weisen war. Diese beugten Gewaltthaten vor, und schützten die Schwächeren gegen die Stärkeren; sie riethen zu und ab, und zeigten das Nützliche und Schädliche. Ihre Klugheit sorgte dafür, daß es den Ihrigen an Nichts gebräche; ihr Muth wehrte Gefahren ab, ihre Güte bereicherte und verschönerte das Leben ihrer Untergebenen. Das Regieren war ein Amt, nicht Despotie. Keiner versuchte, wie viel seine Gewalt gegen Diejenigen vermöchte, von welchen sie

ausging; und Keiner hatte Lust oder Anlaß zu ungerechten Handlungen, da man dem wohl Regierenden wohl gehorchte, und der König den Ungehorsamen mit nichts Schlimmerem drohen konnte, als die Regierung niederlegen zu wollen. Aber als sich mit dem Einschleichen der Laster das Königthum in Zwangsherrschaft verwandelte, fingen Gesetze an, nöthig zu werden, welche jedoch anfänglich ebenfalls von den Weisen gegeben wurden. Solon, welcher den Athenerstaat auf Rechtsgleichheit gründete, ist unter den sieben Weisen seines Jahrhunderts berühmt; Lycurgus würde, hätte er derselben Zeit angehört, jener heiligen Zahl als der achte beigetreten seyn; des Zaleucus und Charondas Gesetze werden gepriesen. Diese haben nicht auf dem Markte, nicht in den Sälen der Rechtsgelehrten, sondern zurückgezogen in den schweigenden, ehrwürdigen Kreis des Pythagoras, jene Gesetze empfangen, um sie dem damals blühenden Sicilien und den Griechen Italiens zu ertheilen.

Soweit bin ich mit Posidonius einverstanden. Aber daß die Philosophie auch jene Künste erfunden habe, deren sich das tägliche Leben bedient, möchte ich nicht zugeben, noch den Ruhm einer Handwerkerei für jene in Anspruch nehmen. „Sie lehrte," sagt Jener, „die zerstreuten, mit Flechtwerk bedeckten, in irgend einer Felskluft oder in einem ausgehöhlten Baumstamm sich bergenden Menschen Häuser bauen." Ich glaube nicht, daß die Philosophie es war, welche diese kühnen Unternehmungen von Gebäuden, welche über Gebäude emporstiegen, von ganzen Städten *) ersann, welche über Städten

*) Gewaltigen Pallästen nämlich, welche, von fern gesehen, die ganze übrige Stadt zur Kleinheit herabdrücken.

lagern; so wenig als sie jene Fischteiche anlegte, in welche man Seefische deßwegen einschließt, damit der Gaumen von keinem Unwetter gefährdet werde, und die Schlemmerei, wie heftig auch das Meer tobe, ihre sichern Buchten habe, in welchen sie Schaaren von Fischen, jede Gattung besonders, mästen könne. Wie? die Philosophie lehrte die Menschen, Schlösser und Schlüssel zu haben? Was war damit anders, als der Habsucht die Losung gegeben? Die Philosophie hätte diese, zu so großer Gefahr für die Insaßen überhängenden, Wohnungen gezimmert? Genügte es denn nicht, mit dem nächsten besten Obdach sich zu schützen, und irgend eine kunstlose, leicht zu habende, von der Natur selbst angewiesene Herberge zu finden? Glaube mir, jenes glückliche Zeitalter war, noch ehe es Architekten gab. Alles dieses ist mit dem Eintreten des Wohllebens entstanden, das Bauholz in Quadrate zu hauen, und indem die Säge in der vorgezeichneten Linie läuft, mit sicherer Hand den Balken zu durchschneiden.

Denn sonst pflegte der Keil den klüftigen Stamm zu zerspalten *).

Denn noch richtete man keine Speisesäle zu, geräumig genug, ein ganzes Volk zu Gaste zu bitten; noch führte man nicht in einem langen Zug von Fuhrwerken, unter welchem ganze Straßen zittern, Fichten und Tannen herbei, um Getäfel daraus zu verfertigen, das von Gold schwer über dem Gemache laste. Ein Paar Gabeln, mit einander verbunden, waren das ganze Gerüste der Hütte; dichtes Gezweig, abhängig übereinander gelegt, ließ den Regengüssen, so heftig

*) Virgil Georg. I., 144.

sie waren, ihren Abfluß. Unter solchen Dächern lebte man sorglos. Ein Rohrdach deckte die Freien; unter Marmor und Gold wohnt die Sclaverei. Auch darin bin ich mit Posidonius nicht einverstanden, daß er den eisernen Handwerkszeug von den Weisen erfunden glaubt. Auf diese Art könnte man auch Denjenigen einen Weisen nennen,

Der es erfand zu berücken das Wild mit Schlingen und Ruthen,
Und zuerst das weite Gehölz mit Hunden umstellte *).

Alles dieß hat der Menschen Scharfsinn, nicht ihre Weisheit erfunden. — Ebensowenig bin ich mit Posidonius der Meinung, daß es die Weisen waren, „welche die Fundgruben des Erzes und Eisens entdeckten, nachdem in der von Waldbränden durchglühten Erde die zu oberst liegenden Adern in Fluß gekommen und sich ergossen.“ Solche Dinge werden von Leuten gefunden, welche einen Werth darauf legen. — Auch die Frage scheint mir nicht so subtil, als dem Posidonius: „ob der Hammer oder die Zange früher in Gebrauch gekommen?“ Diese beide und alles Andre, was mit niedergekrümmten Leibe und einem auf den Boden gerichteten Sinn zu suchen ist, hat irgend ein geübter und kluger Kopf, aber nicht ein Mann von großartigem, erhabenem Geiste, gefunden. Der Weise fand seinen Unterhalt leicht. Wie sollte er nicht? da er ja selbst in unserem Zeitalter so leicht ausgerüstet, als möglich, zu seyn wünscht.

Wie reimte es sich doch zusammen, den Diogenes zu bewundern, und einen Dädalus? Welcher von Beiden scheint Dir

*) Virgil Georg. I., 139.

der Weise zu seyn? Der die Säge erdacht, oder der Mann, welcher, da er einst einen Knaben aus der hohlen Hand Wasser trinken sah, sogleich seinen Becher aus dem Tornister nahm und ihn zerbrach, indem er sich selbst mit den Worten schalt: „wie lange trug ich Thor mich mit überflüssigem Geräthe?" Der Mann, der in ein Faß kroch, und es zu seiner Lagerstätte machte? Und heut zu Tage, welchen von Beiden hältst du für den Weiseren, den, der die Kunst erfunden, aus verborgenen Röhren duftende Stoffe in ungemessener Höhe steigen zu lassen, der Kanäle mit plötzlich andringendem Wasser füllt und wieder trocken legt, und über dem Speisesaal ein bewegliches Getäfel anbringt, damit ein neuer Anblick auf den andern folge, und mit den Decken so oft als mit den Schüsseln gewechselt werde? — oder den, welcher Andern und sich selbst zeigt, wie uns die Natur so gar nichts Hartes und Schweres auferlegt, wie wir auch ohne Marmorarbeiter und Zimmermann wohnen, auch ohne Verkehr mit den Seren uns kleiden, und Alles für unsre Bedürfnisse Nöthige haben können, wenn wir uns begnügen mit dem, was die Erde zu oberst trägt? Wollte die Welt diesem Manne Gehör geben, so würde sie lernen, daß ein Koch eben so überflüssig ist, als ein Soldat. Als den Menschen die Pflege ihres Körpers keine Mühe machte, waren sie Weise, oder wenigstens Weisen ähnlich. Das Nothwendige macht wenig Sorge; für Genüsse muß man arbeiten. Du wirst keine Künstler nöthig haben, wenn du der Natur folgst: diese wollte nicht, daß solche Sorgen uns beschäftigen; wozu sie uns zwingt, dazu hat sie uns eingerichtet. Kälte ist dem nackten Leibe unerträglich. Nun? vermögen nicht Felle von wilden und andern Thieren mehr als hinläng-

lich gegen die Kälte zu schützen? Bedecken sich nicht viele Völker mit Baumrinden? Fügen sie nicht Vogelfedern zu Gewändern zusammen? Kleidet sich nicht noch heute ein großer Theil der Scythen in Fuchs- und Marder-Pelze, die eben so weich sich anfühlen, als sie für den Wind undurchdringlich sind? „Doch gegen die Sonnenhitze des Sommers muß man sich mit dichterem Schatten sichern." Ziehen sich nicht seit grauen Zeiten, entweder allmählig ausgewittert, oder durch irgend einen Zufall geklüftet, tiefe Höhlen ins Innere der Berge hinein? Und hat man nicht einst die nächsten besten Ruthen zu Hürden verflochten, diese mit schlechtem Lehm bestrichen, das Dach mit Stoppeln und Gestrüppe gedeckt, und, während der Regen an den geneigten Seiten ablief, den Winter unangefochten zugebracht? Bergen sich nicht die Völker an den Syrten in Gruben, da bei der unmäßigen Sonnengluth keine Decke dicht genug ist, die Hitze abzuhalten, als eben ihr glühender Boden selbst?

Die Natur war nicht so unfreundlich gesinnt, daß, während sie allen andern Thieren es leicht machte, ihr Leben hinzubringen, nur der Mensch ohne so viele Künste nicht leben könnte. Nichts von diesem Allem hat sie uns auferlegt; nichts braucht man mühsam aufzusuchen, um das Leben zu fristen. Wozu wir geboren sind, das ist uns bereitet. Wir aber haben uns Alles schwer gemacht aus Ueberdruß am Leichten. Wohnung, Bedeckung und Bekleidung des Körpers, Nahrung und Alles, was jetzt zu einem ungeheuern Geschäfte geworden ist, war zur Hand, war ohne Kosten und mit leichter Mühe zu haben; das Maaß aller dieser Dinge war durch das Bedürfniß bestimmt; wir haben sie zu kost-

spieligen, zu angestaunten, zu Dingen gemacht, die nur durch viele und weitläuftige Künste zusammenzubringen sind. Die Natur reicht hin zu dem, was sie verlangt. Die Ueppigkeit ist von der Natur abgefallen; sie reizt sich täglich selbst, sie wächst seit so vielen Menschenaltern an, und bietet die Talente auf, um das Laster zu fördern. Sie fing damit an, Ueberflüssiges zu begehren, dann Entgegengesetztes; zuletzt gab sie den Geist dem Körper zu eigen, und gebot ihm, dessen Lüsten zu fröhnen. Alle jene Künste und Gewerbe, welche in der Stadt geräuschvoll sich durcheinander drängen, betreiben des Körpers Geschäft; was man ihm sonst als dem Knechte reichte, wird jetzt für ihn, als den Herrn, herbeigeschafft. Daher denn diese Werkstätten von Webern, von Metallarbeitern, von Salbenköchen, von Lehrern weichlicher Leibesbewegungen, entnervenden weiblichen Gesanges. Verloren ist jenes natürliche Maaß, welches die Begierden auf das Nothwendige beschränkte; nun gilt es für gemein und armselig nicht mehr zu wollen, als genug ist.

Es ist unglaublich, mein Lucilius, wie leicht der Reiz der Beredtsamkeit selbst große Männer von der Wahrheit abzieht. Posidonius, meines Erachtens einer von denen, welche für die Philosophie das Meiste gethan haben, will erstlich beschreiben, wie einige Fäden zusammengedreht, andere weich und lose ausgezogen werden; sodann wie der Webezettel durch angehängte Gewichte gerade gespannt wird; wie der Eintrag, um dem von beiden Seiten zusammendrückenden Aufzug seine Härte zu benehmen, durch das Webeblatt genöthigt wird, sich aneinander zu reihen und zu verbinden: und nun behauptet er, auch die Webekunst sey von Weisen erfunden, und

vergißt, daß diese feinere Art eine spätere Erfindung ist [von welcher der Dichter sagt]:

Fest am Baum ist die Web', und der Rohrkamm scheidet den Aufzug.
Mitten hindurch wird geschossen mit spitzigem Schifflein der Einschlag.
Diesen befest'gen mit kräftigem Stoß die Zähne des Kammes *).

Wie, wenn ihm zu Theil geworden wäre, die Gewebe unserer Zeit zu sehen, aus welchen man Gewänder verfertigt, die Nichts verbergen, und mit welchen nicht nur dem Körper, sondern auch der Schamhaftigkeit nicht geholfen ist? Er geht dann über zu dem Landbau, und beschreibt nicht minder beredt, wie der Boden vom Pfluge aufgerissen und nochmals gepflügt wird, damit die gelockerte Erde sich desto leichter den Wurzeln öffne; wie darauf der Saamen ausgestreut und das Unkraut mit den Händen ausgesucht wird, damit nicht wild aufschießende Pflanzen die Saat ersticken. Auch Dieß hält er für ein Werk der Weisen: als ob nicht heute noch von Landwirthen gar viele Erfindungen gemacht würden, wodurch die Ergiebigkeit gefördert wird. Und nicht zufrieden mit diesen Künsten, erniedrigt er den Weisen bis in die Mühle. Er erzählt, wie man, die Natur nachahmend, darauf kam, Brod zu machen. „Die in den Mund gebrachten Getreidekörner werden durch die Härte der auf einander treffenden Zähne zermalmt, und was zwischen ausfällt, durch die Zunge wieder zwischen eben diese Zähne gebracht; darauf wird es mit Speichel vermischt, damit es leichter durch die schlüpfrige Speise-

*) Ovid. Metam. VI., 55. ff.

röhre gleite; dann in dem Magen durch die innere Wärme verdaut, geht es endlich in den Körper über. Diesem Beispiele folgend setzte Einer einen rauhen Stein auf den andern, nach Art der Zähne, deren ein Theil unbeweglich die Bewegung des andern erwartet; durch die Reibung über einander werden die Körner zermalmt und immer wieder dazwischen gebracht, bis sie durch die wiederholte Reibung ganz fein gemalen werden. Hierauf benetzte er das Mehl mit Wasser, knetete es anhaltend durch, und machte Brod daraus, das er anfänglich in heißer Asche, oder auf einem glühenden Steine buck; nachher wurden allmählich Backöfen erfunden, und andere Einrichtungen, um der Hitze nach Belieben sich zu bedienen." Wenig fehlte, so sagte er auch, das Schusterhandwerk wäre von Philosophen erfunden.

Alles dieses hat zwar die Vernunft, aber nicht die höhere Vernunft ausgedacht. Es sind Erfindungen des Menschen, nicht des Weisen, so gut als das Schiff, womit wir Ströme und Meere befahren, indem wir Segel daran befestigen, um den Druck des Windes aufzufangen, und am hintern Ende das Steuerruder anbringen, womit wir den Lauf des Fahrzeugs dahin und dorthin wenden; zum Vorbild haben die Fische gedient, welche sich mit dem Schwanze die Richtung geben, und mit einem leichten Druck dahin und dorthin ihre schnelle Bewegung lenken. „Alles dieß," sagt er, „hat der Weise zwar erfunden; aber als Dinge, die zu gering sind, um sich selbst damit zu befassen, hat er sie gemeinen Arbeitern übergeben." Nein, sie sind von denselben erdacht worden, welche sich noch heute damit abgeben. Manches ist, wie wir wissen, erst zu unserer Zeit aufgekommen; wie der Ge-

brauch der Fenster, welche durch die durchsichtigen Scheiben des Spiegelsteines das volle Tageslicht einlassen; die hohlen Fußböden der Bäder und die durch die Wände laufenden Röhren, durch welche die Wärme sich zieht, und nach oben und unten sich gleichmäßig verbreitet. Nicht zu gedenken des Marmors, von welchem Tempel und Häuser erglänzen; der gewaltigen, geschliffenen Säulenmassen, welche die Dächer von Hallen tragen, die geräumig genug sind, die Bevölkerung ganzer Städte zu fassen; der Zeichenschrift, vermöge welcher auch die noch so rasche Rede aufgenommen wird, und die Eile der Hand der schnellsten Zunge gleichkommt. Dieß sind Erfindungen der niedrigsten Sclaven: die Weisheit wohnt höher, sie richtet nicht Hände ab; sie ist die Lehrerin der Geister. Du willst wissen, was sie zu Tage gefördert, was sie zu Stande gebracht hat? Nicht unanständige Bewegungen des Körpers, nicht mancherlei Töne der Trompete oder Flöte, in welcher die Luft hindurch- oder hinausgestoßen zur Melodie wird; nicht Waffen noch Mauern und Kriege: sie arbeitet für das Nützliche, ist dem Frieden hold, und ruft das Menschengeschlecht zur Eintracht. Ich wiederhole es, sie ist keine Handwerkerin, welche die Geräthschaften zum nöthigen Gebrauch verfertigte.

Wie magst du solche Erbärmlichkeiten ihr zuweisen? Du siehst in ihr die Kunst des Lebens. Die übrigen Künste hat sie unter sich; denn wer über das Leben herrscht, herrscht auch über Alles, was zu dessen Ausrüstung dient. Im Uebrigen ist nur der glückliche Zustand ihr Ziel: dahin führt sie, dahin öffnet sie die Wege. Sie zeigt, was wirkliche, was scheinbare Uebel seyen; sie befreit die Seele von dem Eiteln,

und giebt ächte Größe; die aufgeblähte aber, und in nichtigem Scheine bestehende, demüthigt sie; sie läßt nicht im Ungewissen, wie das Große sich von dem Gedunsenen unterscheide; sie verschafft die Kenntniß der ganzen Natur und ihrer selbst. Was die Götter seyen, und welche Art, erklärt sie; was die Unterweltlichen, die Laren und Genien, was die in eine zweite Ordnung höherer Wesen eingereihten ewigen Geister sind, wo sie verweilen, was sie thun, was sie können und wollen. Das ist die Weihe, welche sie ertheilt, und welche uns nicht etwa den Tempel einer Stadt, sondern das unermeßliche Haus aller Götter, die Welt selbst, aufschließt; deren wahre Götterbilder, deren wahre Gestaltungen sie dem Geiste zum Anschauen darbietet: denn der Sinn des Gesichts ist für so große Schauspiele zu stumpf. Darauf geht sie auf die Anfänge der Dinge zurück, auf die ewige, dem Ganzen inwohnende, Vernunft, und die Kraft, welche jeglichem Keime seine eigenthümliche Ausbildung giebt. Dann untersucht sie das Wesen der Seele, woher, wo, wie lange, in wie viele Theile getheilt sie sey; wendet sich dann vom Körperlichen zum Unkörperlichen, prüft die Wahrheit und ihre Beweise, und untersucht zuletzt, wie das Zweideutige zu unterscheiden sey in Leben und Rede: denn in beidem ist das Wahre mit Falschem gemischt.

Nicht zurückgezogen, behaupte ich, hat sich der Weise von jenen Künsten, wie Posidonius annimmt, sondern er hat sich mit ihnen nie befaßt. Denn er würde des Erfindens nicht für würdig gehalten haben, was ihm des beständigen Gebrauchs unwürdig erschienen wäre; er unternähme nichts, um es aufzugeben. „Anacharsis,“ sagt man, „erfand die Töpferscheibe,

durch deren Umdrehen Gefäße geformt werden." Weil nun aber schon bei Homer die Töpferscheibe vorkommt, will er lieber die Verse für unächt halten, als die Sage. Ich behaupte nicht, daß Anacharsis der Erfinder war, und war er es, so hat zwar der Weise die Sache erfunden, aber nicht als Weiser; wie denn der Weise manches thut, so fern er Mensch, nicht so fern er Weiser ist. Denke dir, ein Weiser sey zufällig ein guter Läufer; er läuft allen vor, so fern er schnellfüßig ist, nicht so fern er weise ist. Ich wünschte dem Posidonius einen Glasarbeiter zeigen zu können, wie er durch seinen Hauch dem Glase die mannichfaltigsten Formen giebt, welche kaum eine künstliche Hand zu Stande bringen könnte. Und diese Erfindung wurde gemacht, seit man aufgehört hat, einen Weisen zu finden. — „Democrit," sagt er weiter, „soll die Kunst des Wölbens erfunden haben, vermöge welcher ein Bogen von Steinen, welche immer näher zusammentreten, durch einen Schlußstein befestigt wird." Dieß, behaupte ich, ist falsch. Nothwenig gab es schon vor Democrit Brücken und Thore, welche gewöhnlich überwölbt sind. Ihr habt noch überdieß vergessen, daß derselbe Democrit die Kunst erfunden, das Elfenbein zu erweichen, einen geschmolzenen Stein in Smaragd zu verwandeln, durch welche Schmelzung noch heute hierzu geeignete Steine in farbige verwandelt werden. Dieß mag der weise Mann erfunden haben, aber nicht, weil er weise war; denn der Weise thut vieles, was wir auch den Ungebildetsten eben so, oder noch geschickter und erfahrener, verrichten sehen.

Nun fragst du, was denn der Weise erforscht, was er ans Licht gebracht habe? Zuerst die Natur der Dinge, welche er nicht, wie die übrigen Geschöpfe mit Augen, die für

das Göttliche blöde sind, verfolgt hat; dann die Lebensregeln, welche er dem Allgemeinen gemäß festgestellt hat: er lehrte nicht nur die Götter kennen, sondern ihnen folgen, und das Zufällige nicht anders, denn Auferlegtes, annehmen. Er verbot, falschen Meinungen zu gehorchen, und bestimmte den Werth jegliches Dinges nach richtiger Schätzung; er verwarf alle mit Reue gemischten Vergnügungen, und lobte nur die Güter, welche immer gefallen; er that es kund, der sey der Glücklichste, welcher das Glück nicht nöthig hat, und der Mächtigste der, welcher Macht über sich selbst hat. Ich spreche nicht von jener Philosophie, welcher den Bürger außerhalb des Vaterlandes, die Götter über die Welt hinaus versetzt, und die Tugend an die Wollust verschenkt; sondern von derjenigen, welche kein Gut als das sittlich Gute kennt, welche durch keines Menschen, noch durch des Glückes Geschenke gewonnen werden kann, und deren Lohn ist, daß man sie mit keinem Lohne zu fangen vermag.

Ich glaube nicht, daß in jener rohen Zeit, wo noch alle Künste fehlten, und wo man das brauchbare nur durch den Gebrauch selbst erlernte, diese Philosophie schon vorhanden gewesen sey. In jenem beglückten Zeitalter, als die Geschenke der Natur Jedem ohne Unterschied zum Genusse bereit lagen, und die Sterblichen noch nicht zur Habsucht und Schwelgerei auseinander gebracht waren, und aus der geselligen Verbindung zum Raube sich verliefen, — waren die Menschen nicht Weise, wiewohl sie thaten, was der Weise thun soll. Zwar wird man keinen Zustand des Menschengeschlechts höher achten; und wer, dem ein Gott überließe, die Erdendinge zu gestalten und den Völkern Sitten zu geben, würde andere

Verhältnisse gut finden, als damals bestanden haben sollen, wo

> Nie — — bauten der Ackerer Hände das Fruchtfeld,
> Auch nicht Mal noch Theilung durchschnitt die große Gemeinheit?
> Alle erwarben für Alle zugleich, und die Erde, da Niemand
> Forderte, strebte von selbst, willfähriger Alles zu tragen *).

Was war glücklicher, als jenes Geschlecht der Menschen? Sie genoßen gemeinsam die Natur; ihre Pflege, gleich der einer Mutter, genügte für Alle; dieser Besitz des gemeinschaftlichen Reichthums war nie sicherer. Wie sollte ich nicht jenes Geschlecht das reichste nennen, weil es noch keinen Armen gab? So gut bestellt waren die Dinge, als die Habsucht hereinbrach, und indem sie Dieses und Jenes auf die Seite schaffte und für sich allein haben wollte, Alles zu Fremdem machte, das Ungenossene ins Enge verschloß, die Armuth einführte, und über der Gier nach Vielem Alles verlor. Mag sie nun noch so emsig sich bemühen, und wieder erwerben wollen, was sie verloren; mag sie Grundstück an Grundstück reihen, und den Nachbar um Geld und mit Gewalt aus seinem Besitze treiben, ihre Ländereien zu dem Umfange von Provinzen ausdehnen, und sie nur dann eine Besitzung nennen, wenn es eine lange Reise ist, sie zu durchwandern: keine Erweiterung unserer Gränzen bringt uns wieder dahin, von wo wir herkamen. Wenn wir alles Mögliche thun, so werden wir Viel haben: Alles hatten wir. Die Erde war unbearbeitet fruchtbarer, und freigebig für den Bedarf von Völkern, die nicht plünderten. Was die

*) Virgil. Georg. I., 124 ff.

Natur hervorgebracht, freute man sich zu finden, und seinem Nächsten zu zeigen: Niemand konnte zu viel, Niemand Mangel haben; man theilte einträchtig. Noch legte der Stärkere nicht Hand an den Schwächeren; noch schloß kein Habsüchtiger, bergend, was ihm unnütz da lag, einen Andern auch von dem Nothwendigen aus: man sorgte für den Andern, wie für sich selbst. Die Waffen ruhten, und die Hände, unbefleckt von Menschenblut, wendeten sich feindselig nur gegen wilde Thiere. Jene Menschen, welche ein dichter Wald gegen die Sonne schützte, welche gegen Regengüsse oder des Winters Strenge durch ein schlechtes Obdach aus Zweigen geborgen lebten, brachten friedliche Nächte ohne Seufzen hin. Wir wälzen uns unter Sorgen auf unseren purpurnen Betten, und ihre schärfsten Stacheln wecken uns; aber welchen sanften Schlaf gab jenen die harte Erde! Ueber ihnen hing kein kostbares Getäfel mit Schnitzwerk; sie lagen im Freien: aber die Gestirne zogen über ihnen hin und das prachtvolle Schauspiel der Nächte; das Firmament vollbrachte das große Werk seines Umschwungs im Stillen. Bei Tage wie bei Nacht öffnete sich ihnen der Anblick dieses herrlichen Wohnhauses; es war ihre Lust, die Himmelsbilder zu schauen, wie sie sich von der Höhe allmählig hinabsenkten, indeß andere aus dem Verborgenen emporstiegen. Wie sollte es nicht erfreuen, in Mitten so weit ausgedehnter Wunder zu wandeln? Aber ihr erzittert bei jedem Krachen eurer Häuser, und fliehet von Schrecken betäubt, wenn etwas hinter euern Gemälden raschelt. Sie hatten noch keine Häuser, Städten ähnlich. Frische Luft und ein freier Durchzug durch offene Räume, ein leichter Schatten unter einem Fels oder Baum, eine

klare Quelle und Bäche, frei strömend, nicht in Röhren und eine künstliche Leitung eingezwängt, und schaal, Auen, schön ohne Kunst, und mitten in ihnen die ländliche Hütte, von bäurischen Händen aufgeputzt. Dieß war ein Haus nach der Natur, in welchem man gerne wohnte, ohne selbst noch für dasselbe fürchten zu müssen. Jetzt sind unsere Häuser selbst zum großen Theil der Grund unserer Furcht.

Gleichwohl, so schön das Leben war, das jene Menschen ohne Falsch führten, so waren sie nicht weise, so ferne dieser Name der erhabensten Thätigkeit gebührt. Ich möchte nicht läugnen, daß es hochherzige Menschen, so zu sagen, frische Abkömmlinge der Götter waren; denn es ist nicht zu bezweifeln, daß die noch nicht erschöpfte Welt edlere Geburten lieferte. Wenn sie aber auch Alle kräftigere, zur Arbeit tüchtigere Naturen waren, so waren sie darum nicht alle geistig vollendete Menschen. Die Tugend ist kein Geschenk der Natur; es ist eine Kunst, gut zu werden. Sie suchten kein Gold, noch Silber, noch durchsichtige Steine in der untersten Hefe der Erde; sie schonten noch der vernunftlosen Thiere, geschweige, daß ein Mensch den andern, nicht im Zorn, nicht weil er ihn fürchtete, bloß um des Schauspiels willen, umgebracht hätte. Noch hatten sie keine gestickte Kleider, kein gewirktes Gold; es ward noch keines ausgegraben. Aus Unkenntniß der Dinge waren sie unschuldig; aber es ist ein großer Unterschied, ob man die Sünde nicht will, oder nicht kennt. Es fehlte ihnen Gerechtigkeit, Klugheit, Mäßigung und Tapferkeit. Diesen Tugenden Aehnliches hatte das ungebildete Leben; aber die Tugend selbst wird nur der unterrichteten und belehrten Seele zu Theil, welche durch unab-

lässige Uebung zum Höchsten gelangt ist. Dazu werden wir geboren, aber ohne dasselbe; und auch in dem Besten ist, ehe man ihn bildet, nur der Stoff zur Tugend, nicht diese selbst.

Einundneunzigster Brief.

Ueber die Vergänglichkeit aller menschlichen Dinge.

Unser Freund Liberalis ist sehr über die Nachricht niedergeschlagen, daß eine Feuersbrunst unsere Pflanzstadt Lugdunum *) eingeäschert, ein Unglück, das Jedem, wie viel mehr einem Mann, der seine Vaterstadt über alles liebt, nahe gehen muß. Dieses Ereigniß läßt ihn jetzt jene Fassung des Geistes vermissen, zu welcher er sich sonst für alle die Fälle, welche, wie er glaubt, zu fürchten seyn könnten, geübt hatte. Wenn er nun freilich wegen eines so unvermutheten und unerhörten Unfalls außer Sorgen war, so wundert es mich nicht, da jener ohne Beispiel ist; denn schon viele Städte hat das Feuer heimgesucht, noch keine vertilgt. Auch wo Feindeshand Feuerbrände in die Häuser warf, erloschen sie doch an vielen Stellen; und auch da und dort angefacht, verzehrten sie doch nicht leicht Alles so gänzlich, daß Nichts dem Schwert übrig bliebe. Auch Erdbeben waren wohl nie so heftig und zerstörend, daß sie ganze Städte um-

*) Lyon.

stürzten. Kurz, nie brach für eine Stadt eine so fürchterliche Brunst aus, daß sie einer zweiten nichts übrig gelassen hätte. So viele prachtvolle Bauwerke, deren jedes für sich eine Stadt verherrlichen könnte, warf Eine Nacht zu Boden, und ein Unglück, das man in diesem Umfange nicht einmal im Kriege zu fürchten hat, hat sich im tiefen Frieden zugetragen. Wer sollte es glauben? Während allenthalben die Waffen rasten, während sorglose Ruhe über alle Länder verbreitet ist, muß man Lugdunum, auf welches man in Gallien stolz hinwies – suchen! Noch immer hat das Schicksal, wenn es eine Gesammtheit heimsuchte, zuvor fürchten lassen, was man leiden sollte; alles Große hat eine gewisse Dauer des Untergangs: hier war Eine Nacht zwischen einer großen Stadt und keiner. Ja, meine Erzählung von ihrer Vernichtung dauert länger, als diese selbst. Dieses alles beugt unsern Liberalis tief, der sonst gegen Alles, was nur ihn angeht, fest und aufrecht bleibt. Nicht ohne Grund ist er so erschüttert: das Unerwartete drückt schwerer; die Neuheit vermehrt das Gewicht von Unglücksfällen, und jeder Sterbliche empfindet das Schmerzliche um so mehr, wenn es ihn zugleich überrascht.

Daher soll uns nichts unerwartet seyn. Allen möglichen Fällen ist die Seele gleichsam entgegenzuschicken; man soll sich vorstellen, nicht was alles zu geschehen pflegt, sondern was geschehen kann. Was gibt es, das nicht das Schicksal, wenn es will, zu Boden riße, auch wenn es in der höchsten Blüthe steht? Das es nicht um so mehr angriffe und zerschmetterte, je herrlicher es strahlt? Was wäre ihm zu hoch und zu schwer? Es braucht nicht immer denselben Weg, ja

oft den einen nicht einmal ganz. Bald ruft es unsere eigenen Hände gegen uns zu Hülfe; bald begnügt es sich mit der eigenen Macht, und erfindet Gefahren ohne Urheber. Keine Zeit ist ausgenommen; im Vergnügen selbst erzeugen sich Ursachen des Schmerzens. Krieg erhebt sich mitten aus dem Frieden; schützende Waffen verkehren sich in schreckende; aus dem Freunde wird ein Gegner, ein Feind aus dem Verbündeten. In plötzliche Stürme, heftiger noch als die des Winters, wandelt sich heitere Sommerwitterung. Ohne Feind leiden wir Feindliches; und ein zu großes Glück schafft sich selbst, auch wenn andere Dinge es nicht thun, sein Verderben. Die Mäßigsten überfällt eine Krankheit, die Kräftigsten Abzehrung, die Schuldlosesten Strafen, die Zurückgezogensten Kriegsgetümmel. Der Zufall wählt oft neue Mittel, um seine Macht Den fühlen zu lassen, welcher sie vergessen zu haben scheint. Was eine lange Zeitreihe, von großer Güte der Götter begünstigt, baute, fällt und zersplittert ein einziger Tag. Eine lange Frist gebe ich dem eilenden Unglück, wenn ich sage, ein Tag; eine Stunde, ein Augenblick ist lange genug, um Reiche zu zertrümmern. Es wäre einiger Trost für unsere Schwäche und unsern Zustand, wenn Alles eben so langsam zu Grunde gienge, als es entstanden ist; allein mit dem Wachsthum geht es langsam, mit dem Verderben eilig. Nichts Eigenes, nichts Gemeinsames ist von Dauer; der Menschen, wie der Städte Geschicke sind unstät. Aus der friedlichsten Stelle erhebt sich der Schreck, und tobt auch von außen kein Feind, so bricht oft Unheil da hervor, von wo man es am wenigsten erwartete. Reiche, welche unter innerlichen und auswärtigen Kriegen festbestanden, sinken zusam-

men, auch wenn Niemand sie umstößt. Wo wäre der Staat, der sein Glück ertragen hätte?

Man soll also auf Alles bedacht seyn, und das Gemüth gegen Alles, was kommen kann, fest machen. Stelle dir Verbannung vor, Folter, Krieg, Pest, Schiffbruch. Ein Zufall kann dich dem Vaterlande, oder dir das Vaterland rauben, und in irgend eine Einöde dich verschlagen; ein Zufall kann eben diesen Ort, wo jetzt die Menge sich zum Ersticken drängt, zur Einöde machen. Den ganzen Umfang der Menschenschicksale hat man sich vor Augen zu stellen, und nicht blos, was sich häufig ereignet, sondern, was nur immer sich ereignen kann, im Geiste vorauszusetzen, wenn man nicht überrascht, nicht von ungewöhnlichen Zufällen, als von unerhörten, betäubt werden will. Man muß das Schicksal im Ganzen überdenken. Wie oft stürzten die Städte Asiens und Achaia's in Einem Erdbeben zusammen? Wie viele Städte wurden in Syrien, wie viele in Macedonien verschlungen? Wie oft unterlag Cypern solcher zerstörenden Gewalt? Wie oft sank Paphos in Trümmer? Häufig erhielten wir Nachrichten von dem Untergange ganzer Städte; und wir, bei welchen solche Nachrichten häufig sind — der wievielte Theil vom Ganzen sind wir? Erheben wir uns denn gegen das Zufällige; überzeugen wir uns, daß, was auch eintreten mag, nicht so groß ist, als das Gerücht es macht! Eine reiche Stadt ist in Flammen aufgegangen, die Zierde der Provinzen, welchen sie mit Vorzugsrechten *) einverleibt war, auf einer mäßigen Anhöhe hingelagert. Aber von allen den Städten,

---

*) Als colonia juris Romani.

welche man jetzt als groß und herrlich preist, wird die Zeit auch die letzten Spuren austilgen. Siehst du nicht, wie jetzt schon die Fundamente der berühmtesten Städte in Achaia verschwunden sind, und Nichts übrig geblieben ist, woraus zu erkennen wäre, daß sie jemals gewesen? Und nicht nur Werke der Menschenhand vergehen; nicht nur, was menschliche Kunst und Thätigkeit aufstellte, wirft die Zeit um: auch Berghöhen stürzen ein, ganze Gegenden senken sich; Strecken, sonst ferne dem Anblick des Meeres, sind mit Fluthen bedeckt; das Feuer hat Hügel verzehrt, durch welche es leuchtend hervorbrach; es hat die höchsten Kuppen, den Trost der Seefahrer, abgenützt, und hohe Warten in die Tiefe niedergezogen. Die Werke der Natur selbst werden beschädigt; daher müssen wir den Untergang von Städten mit Gleichmuth ertragen. Sie bestehen, um zu fallen: auf sie alle wartet dieses Ende. Mag nun der ungestüme, mächtige Drang im Innern verschlossener Luft die Last abschütteln, unter welcher sie gehalten ward; mag die Gewalt eingeschlossener Gewässer verwüstend alle Hindernisse durchbrechen, oder der Feuerflammen Gewalt den Boden bersten machen; mag die Länge der Zeit, gegen welche nichts gesichert ist, allmählig ihre Eroberungen machen, oder mag endlich ungesunde Luft die Bevölkerung vertreiben, und der verlassene Wohnort von selbst zerfallen — es führte zu weit, alle Verhängnisse des Lebens aufzählen zu wollen. Das Eine weiß ich: alle Werke der Sterblichen sind zur Sterblichkeit verurtheilt; wir leben unter Vergänglichem.

Diese und ähnliche Trostgründe lege ich unserem Liberalis nahe, welcher mit unbeschreiblicher Liebe an seiner Vaterstadt

hängt, die vielleicht verwüstet ist, um sich schöner wieder zu erheben. Oft haben Unfälle einem größeren Glücke Platz gemacht, und manches ist gefallen, um größer und höher sich aufzurichten. Timagenes *), dem Glücke unserer Hauptstadt unhold, pflegte zu sagen, daß er die Brandunfälle in Rom nur darum bedaure, weil er wisse, daß sich Besseres erheben würde, als das Abgebrannte gewesen. Auch in Lugdunum ist zu vermuthen, daß Jeder sich beeifern wird, Größeres und Dauerhafteres an die Stelle des Verlornen zu setzen. Möge es von Dauer, und unter besseren Auspizien für längere Zeiten gegründet seyn! Nun sind seit der Gründung dieser Pflanzstadt hundert Jahre verflossen, ein Alter, das nicht einmal für den Menschen das höchstmögliche ist. Von Plancus gestiftet, gedieh sie durch die Gunst ihrer Lage zu dieser Bevölkerung; und doch erfuhr sie die schwersten Unfälle innerhalb der Grenzen des menschlichen Greisenalters.

Dazu bilde man sein Gemüth, daß es sein Loos verstehe und trage, und daß es wisse, es gebe Nichts, was das Schicksal nicht wage. Es übt ein gleiches Recht gegen die Königreiche, wie gegen die Könige; es vermag Dasselbe gegen ganze Städte, wie gegen Menschen. Ueber nichts dergleichen dürfen wir ungehalten seyn; wir sind in eine Welt eingetreten, in welcher nun einmal unter diesen Bedingungen gelebt wird. Gefällt dir's, so gehorche; gefällt dir's nicht, so gehe von dannen, auf welchem Wege du willst. Du magst zürnen, wenn gegen dich ausschließlich etwas Unbilliges verfügt wird; aber

---

*) Ein Rhetor und Geschichtschreiber aus Alexandria, bekannt durch seine antirömischen Gesinnungen.

wenn die gleiche Nothwendigkeit die Höchsten wie die Niedrigsten bindet, so söhne dich mit dem Verhängniß aus, von welchem Alles aufgelöst wird. Du darfst uns nicht nach den Grabhügeln messen, und nach den Denkmalen, welche, nach Größe verschieden, die Landstraßen einfassen: die Asche macht alle gleich; ungleich werden wir geboren, gleich sterben wir. Dasselbe gilt von den Städten, was von ihren Bewohnern; Rom ist erobert worden, so gut als Ardea. Der Urheber des Menschenrechts hat uns nach Geburt und Adel des Namens nur für die Zeit unterschieden, während welcher wir sind. Sind wir an das Ziel der Sterblichen gekommen, so spricht er: „weiche, Eitelkeit! Für Alle, welche die Erde beschweren, gilt allweg Ein Gesetz.“ Wir sind darin gleich, daß wir Alles zu erdulden haben; keiner ist hinfälliger als der Andere, keiner für morgen seiner gewisser. Der Macedonierkönig Alexander hatte angefangen, die Meßkunst zu erlernen – der Unglückliche, um von ihr zu erfahren, wie winzig die Erde ist, von welcher er nur den kleinsten Theil in Besitz genommen. Ich sage, der Unglückliche, weil er erkennen mußte, daß er mit Unrecht seinen Beinamen führt; denn wer kann groß in so Kleinem seyn? Was man ihn lehrte, war subtil, und nur mit sorgfältiger Anstrengung des Geistes zu erlernen, nicht erfaßlich für den Unsinnigen, der mit seinen Gedanken über den Ocean hinausschweifte. „Lehre mich Leichtes,“ sprach er. Aber der Lehrer sagte ihm: „diese Wissenschaft ist für Alle dieselbe, für Alle gleich schwer.“

So, denke dir, spreche auch die Natur: „Das, worüber du klagst, ist für Alle dasselbe; keinem kann Leichteres gebo-

ten werden; aber Jeder, der will, kann es sich selbst leichter machen." Wodurch? Durch Gleichmuth. Du mußt Schmerz empfinden, dürsten, hungern, altern, wenn dir ein längeres Verweilen unter den Menschen beschieden ist; mußt krank seyn, Verluste erleiden, und sterben. Aber du darfst den Menschen nicht glauben, welche mit Lärm dich umgeben: nichts von allem Diesem ist ein Uebel, nichts hart und unerträglich. Man fürchtet sich davor aus Verabredung; man bangt vor dem Tod, wie vor einem Gerücht. Was ist thörichter als ein Mensch, der Worte fürchtet? Mit Laune pflegt unser Demetrius zu sagen: „die Reden der Unverständigen gelten mir so viel als die Winde, welche den Eingeweiden entfahren; was liegt mir daran, ob die Narren oben oder unten sprechen?" Welcher Unsinn, sich fürchten, man möchte von Ehrlosen entehrt werden? Wie man aber das Gerücht fürchtet ohne Ursache, so auch alles Jenes, was man nie fürchtete, wenn das Gerede der Leute es nicht so haben wollte. Würde ein rechtschaffener Mann, wenn eine ungerechte Nachrede ihn beschmutzte, darum Schaden erleiden? Auch dem Tode soll in unseren Augen dieses Gerede nicht schaden; er steht unverdient in üblem Ruf. Keiner von Allen, welche ihn anklagen, hat ihn kennen gelernt; es ist aber unüberlegt, zu verurtheilen, was man nicht kennt. Das aber weißt du, wie Vielen er heilsam ist; wie Viele er von Qualen, Armuth, Klagen, Martern und Ueberdruß befreit. Wir sind in Niemands Gewalt, wenn der Tod in der unsrigen ist.

Zweiundneunzigster Brief.

Die Tugend allein gewährt das glückliche Leben.

Wir sind, glaube ich, darüber einverstanden, daß gewisse äußere Dinge für den Körper herbeigeschafft, daß der Körper der Seele zu lieb gepflegt werde, und daß in der Seele gewisse dienende Theile seyen, durch welche wir uns bewegen und ernähren, und welche uns um des Vornehmsten willen gegeben sind. In diesem Vornehmsten ist etwas nicht Vernünftiges und etwas Vernünftiges. Jenes ist diesem dienstbar; dieses ist das Einzige, was von nichts Anderem abhängt, und Alles auf sich bezieht. Denn wie die göttliche Vernunft über Allem steht, sie selbst keinem Anderem untergeordnet, so auch unsere Vernunft, die aus jener ist. Wenn wir darüber einig sind, so sind wir es folglich auch darüber, daß das glückliche Leben einzig davon abhänge, ob die Vernunft in uns vollkommen sey. Denn diese allein läßt die Seele sich nicht beugen; sie hält Stand gegen das Schicksal; in jedem Zustand der Dinge bewahrt sie uns sorgenfrei. Das aber ist allein gut, was nie Abbruch erleidet. Der allein, behaupte ich, ist glücklich, welchen nichts kleiner macht; er behauptet die höchste Stellung, auf Nichts als auf sich selbst gestützt. Denn wer mit fremder Hülfe sich empor hält, kann fallen. Wenn es anders ist, so wird Vieles, was nicht unser ist, anfangen, über uns Gewalt zu haben. Wer will durch das Schicksal bestehen? Welcher Vernünftige bewundert sich um etwas, das nicht sein ist? Was ist glückliches Leben? Furcht-

losigkeit und bleibende Seelenruhe. Diese wird gewonnen, wenn die Seele erhaben denkt, und beharrlich festhält, was sie für gut erkannt hat. Wie gelangt man hierzu? Wenn man die Wahrheit ganz durchschaut; wenn man im Handeln Ordnung bewahrt, Maaß, Anstand, und einen unschuldigen, gutmeinenden Willen, der immer nach der Vernunft sich richtet, und nie von dieser sich entfernend, gleichermaßen Liebe wie Bewunderung verdient. Kurz, um es dir in einer bündigen Formel zu geben: des Weisen Seele muß so beschaffen seyn, wie sie eines Gottes würdig wäre. Was kann der vermissen, welchem alles Sittlichgute zu Theil wird? Denn könnte das Nichtsittliche Etwas zum besten Zustande beitragen, so würde das glückliche Leben auf Dingen beruhen, mit welchen es nicht vereinbar ist *). Was wäre verkehrter und schimpflicher, als das Gut der vernünftigen Seele an das Unvernünftige zu knüpfen?

Einige glauben jedoch, das höchste Gut sey einer Vermehrung fähig, sofern es, wenn Zufälliges widerstreite, nicht vollständig sey. Selbst Antipater, einer der großen Lehrer dieser Schule, sagt, er gestehe den äußeren Dingen etwas zu, aber nur sehr Wenig. Was würde man dazu sagen, wenn Einer mit dem Tageslicht nicht zufrieden wäre, falls nicht auch ein Lämpchen dazu leuchtete? Was soll bei dem hellen Sonnenschein ein Funke wirken? Bist du nicht mit der Tugend allein zufrieden, so mußt du nothwendig wünschen, daß auch jene Ruhe, welche die Griechen ἀοχλησια (das Unbelästigtseyn) nennen oder das sinnliche Vergnügen hin-

*) Cum quibus non est, statt Schweighäusers sinnlosem: sine quibus n. e.

zukomme. Jenes erstere läßt sich immerhin annehmen. Denn die Seele, unbehindert am Anschauen des All, ist frei von Beschwerden, und nichts zieht sie ab von der Betrachtung der Natur; das letztere, die Sinnenlust, ist ein Gut des Thiers. Wir bringen zu dem Vernünftigen das Nichtvernünftige, zu dem Sittlichen das Nichtsittliche. Ein körperlicher Kitzel gewährt Lust; warum steht man also an, zu sagen, es sey dem Menschen wohl, wenn seinem Gaumen wohl ist? Und den willst du nicht zu den Menschen nur, sondern zu den Männern zählen, dessen höchstes Gut in wohlschmeckenden Dingen, in Farben und Tönen besteht?

Er trete aus der Zahl dieser edelsten aller Thiere, den nächsten nach den Göttern; er geselle sich zu den unvernünftigen Geschöpfen, die nur ihres Futters sich freuen. Das Nichtvernünftige in der Seele hat zwei Theile: der eine ist aufgeregt, ehrgeizig, unbändig, der Sitz der Leidenschaften; der andere niedrig, schlaff, den Lüsten ergeben. Jenen ungezügelten, aber besseren, jedenfalls kräftigeren und des Mannes würdigeren, haben sie aufgegeben; diesen nervlosen und verworfenen halten sie für unentbehrlich zum glücklichen Leben. Ihm soll die Vernunft fröhnen. Das Gut des edelsten Geschöpfes soll etwas Niedriges und Gemeines seyn, ein monströses Gemisch aus verschiedenen, übel zusammenstimmenden Bestandtheilen, ähnlich der Scylla, von welcher unser Virgilius sagt:

> Vorn ist Menschengestalt, und schön von Busen die Jungfrau
> Bis an den Schooß; doch hinten ein graunvoll ringelnder
> Wallfisch,

Welcher Delphinengeschwänz an den Bauch der Wölfe
gefüget. *)

Und doch sind mit dieser Scylla nur Thiere verbunden, wilde zwar und furchtbare, reißende; aber aus welchen Ungeheuern haben jene die Weisheit zusammengesetzt? „Der erste Theil des Menschen ist die Tugend selbst; an sie knüpft sich ein unnützes, liederliches Fleisch, bloß tauglich, Speisen in sich aufzunehmen," wie Posidonius sagt. Jene göttliche Tugend geht in Schlüpfriges aus, und den obern, ehrwürdigen und himmlischen Theilen ist ein träges, schlaffes Thier angefügt. Jene tiefe Ruhe gewährt zwar der Seele Nichts, aber sie entfernt doch die Hindernisse; durch die Sinnenlust jedoch wird sie aufgelöst und alle ihre Kraft gelähmt. Wo wird man eine Verbindung so widerstrebender Körper finden? Dem Kraftvollsten wird das Unkräftigste angefügt, dem Ernstesten das so wenig Ernste, dem Keuschesten Zuchtloses bis zur Blutschande.

„Wie aber," sagt man, „wenn Gesundheit, Ruhe, Schmerzlosigkeit der Tugend nicht hinderlich sind, wirst du sie nicht begehren?" Wie sollte ich nicht? Aber nicht, weil sie Güter, sondern, weil sie der Natur gemäß sind, und weil sie nach richtigem Urtheil von mir gewählt werden. Was wird alsdann Gutes an ihnen seyn? Das Eine, ihre richtige Wahl. Wenn ich eine Bekleidung wähle, wie sie angemessen ist; wenn mein Gang ist, wie sich gebührt; wenn ich speise, wie ich soll, so ist nicht meine Mahlzeit, mein Gang, meine Bekleidung gut, sondern mein Verfahren, welches in allen Din=

*) Aeneide III, 326 ff.

gen das vernünftige Maaß beobachtet. Noch setze ich hinzu: die Wahl eines reinen Kleides ist für den Menschen wünschenswerth; denn von der Natur ist der Mensch ein reines und sauberes Geschöpf. Also ist ein reines Kleid nicht für sich selbst ein Gut, sondern die Wahl eines reinen; weil das Gut nicht in der Sache selbst liegt, sondern in der Wahl, durch welche unsere Handlung, nicht der Gegenstand derselben, sittlich gut wird. Was ich vom Kleide sagte, denke dir auch vom Körper gesagt. Auch diesen hat die Natur, wie ein Gewand, der Seele umgelegt: er ist deren Hülle. Wer hat aber je Kleider nach dem Schranke geschätzt? Ein Schwert wird durch seine Scheide weder gut noch schlecht. Also gebe ich dir auch wegen des Körpers dieselbe Antwort: ich werde, wenn mir die Wahl gelassen ist, Gesundheit und Körperkräfte annehmen; aber das Gute dabei wird mein Urtheil über sie seyn, nicht sie selbst.

„Der Weise ist zwar glücklich," sagt man weiter: „allein jenes höchste Gut erreicht er nicht, wofern ihm nicht die natürlichen Werkzeuge entsprechen. So kann zwar, wer die Tugend hat, nicht unglücklich seyn; aber glücklich in vollem Maaß ist er nicht, wenn die natürlichen Güter, Gesundheit und unverletzte Glieder, ihm fehlen." Damit giebst du das zu, was schwerer zu begreifen scheint, daß man auch unter den größten und anhaltendsten Schmerzen nicht elend, sogar glücklich seyn könne; läugnest aber das leichter zu Glaubende, daß man es in vollem Maaße seyn könne. Wenn die Tugend bewirken kann, daß man nicht unglücklich ist, so wird sie noch leichter bewirken, daß man in vollem Maaß glücklich ist. Denn der Unterschied zwischen glücklich und vollkommen

glücklich ist minder groß, als zwischen unglücklich und glücklich. Was mächtig genug ist, den Menschen dem Elend zu entrücken, und unter die Glücklichen zu versetzen, soll das Uebrige nicht hinzufügen können, um ihn vollkommen glücklich zu machen? Soll, auf der Höhe angelangt, ermatten? Es giebt Annehmlichkeiten im Leben und Unannehmlichkeiten, beide außer uns. Wenn der rechtschaffene Mann nicht unglücklich ist, auch wenn alles Ungemach ihn drückt, wie sollte er nicht in vollem Maaße glücklich seyn, auch wenn einige Annehmlichkeiten ihm fehlen? Denn wie er durch die Last des Unangenehmen nicht bis zum Elendseyn niedergedrückt wird, so zieht ihn auch der Mangel des Angenehmen nicht von der höchsten Höhe des Glücks herab: er ist ohne Angenehmes eben so sehr der Glücklichste, als er unter Unannehmlichkeiten nicht elend ist; sonst könnte ihm sein Gut entrissen werden, wenn es verringert werden könnte.

Vorhin sagte ich, das Licht eines Lämpchens vermehre den hellen Sonnenschein nicht; denn durch die Klarheit des letztern wird Alles, was sonst leuchtete, überstrahlt. „Aber," wendet man ein, „auch der Sonne stellen sich Hindernisse entgegen; der Sonne Kraft und Licht bleibt ungeschmälert, auch bei Hindernissen; und wenngleich Dinge dazwischen treten können, welche ihren Anblick uns entziehen, so ist sie doch in Wirksamkeit, und setzt ihren Lauf fort. Wenn sie bei umwölktem Himmel leuchtet, so ist sie nicht kleiner noch langsamer, als bei heiterem, weil es ein großer Unterschied ist, ob Etwas sich nur entgegenstellt oder aufhält. Eben so entziehen der Tugend jene Dinge nichts, welche ihr entgegentreten. Sie wird dadurch nicht vermindert, aber sie glänzt

weniger; uns fällt sie vielleicht minder leuchtend ins Auge: an sich ist sie dieselbe, und nach Art der verdunkelten Sonne übt sie ihre Kraft im Verborgenen. Also vermögen Unglücksfälle, Verluste, Mißhandlungen gegen die Tugend eben so viel, als ein Nebel gegen die Sonne.

Man hört auch die Behauptung: der Weise, dessen Körper nicht in erwünschter Verfassung, sey weder elend noch glücklich. Auch dieses ist ein Irrthum. Man stellt hier das Zufällige den Tugenden gleich, und räumt dem nicht Sittlichguten eben so viel ein, als dem Sittlichguten. Kann es aber etwas Häßlicheres und Unwürdigeres geben, als Ehrwürdiges mit Verächtlichem zusammenzustellen? Ehrwürdig sind Treue, Gerechtigkeit, Dankbarkeit, Muth, Klugheit; geringen Werthes dagegen sind Dinge, welche oft dem Werthlosesten in vollem Maaße zufallen, kräftige Beine und Arme, und Zähne, und deren Gesundheit und Festigkeit. Sodann, wenn der Weise, der an Körperbeschwerden leidet, weder für elend noch für glücklich gehalten, sondern in der Mitte belassen wird, so wird auch sein Zustand weder wünschenswerth seyn, noch vermieden werden müssen. Was könnte aber ungereimter seyn, als zu sagen, der Zustand eines Weisen sey nicht wünschenswerth? Was weniger zu begreifen, als ein Zustand, der nicht zu wünschen, aber auch nicht zu fliehen wäre? Ferner: wenn körperliche Gebrechen nicht unglücklich machen, so lassen sie glücklich seyn. Denn was die Macht nicht hat, in einen schlechten Zustand zu versetzen, ist auch nicht im Stande, den besten zu unterbrechen. — „Wir kennen," sagt man, „Kaltes und Warmes; zwischen beiden ist das Laue. Ist Einer glücklich, und ein Anderer unglücklich, so kann ein

Dritter weder das Eine, noch das Andere seyn." — Ich will dieses uns entgegengehaltene Bild näher prüfen. Wenn ich dem Lauen überwiegend viel Kaltes zugieße, so wird es kalt; gieße ich mehr Warmes zu, so wird es am Ende warm. Diesem aber, der weder unglücklich noch glücklich ist, mag ich zur Unglückseligkeit noch hinzufügen, so viel ich will, er wird darum nicht unglücklich werden, wie ihr sagt; also ist euer Bild nicht ähnlich. Denke dir ferner einen Menschen, der weder unglücklich noch glücklich ist; diesem gebe ich noch Blindheit zu: er wird nicht unglücklich seyn, und eben so wenig, wenn ich noch Gebrechlichkeit und anhaltende, schwere Schmerzen über ihn verhänge. Wen so viele Uebel nicht in das unglückliche Leben versetzen, den können sie auch nicht aus dem glücklichen vertreiben. Wenn, wie ihr sagt, der Weise aus dem glücklichen Zustand nicht in einen elenden versinken kann, so kann er es auch nicht in den nichtglücklichen. Denn wie könnte er, wenn das erstere begonnen hätte, irgendwo stillestehen? Was ihn nicht in die Tiefe hinabfallen läßt, hält ihn auf dem Gipfel. — „So sollte also ein glückliches Leben nicht zerstört werden können?" Nicht einmal eine Schmälerung kann es erleiden, und deßwegen ist die Tugend an sich zu demselben hinreichend. — „Wie?" sagt man, „der Weise, der länger lebte, den kein Schmerz störte, wäre nicht glücklicher gewesen, als der, welcher fortwährend mit dem Mißgeschick zu kämpfen hatte?" — Antworte mir: war er sittlich besser und rechtschaffener? Wo nicht, so war er auch nicht glücklicher. Um glücklicher, als der Andere, zu leben, lebe man besser; kann man dieß nicht, so lebt man auch nicht glücklicher. Die Tugend erleidet keine Steigerung, also auch

nicht das glückliche Leben, welches aus der Tugend kommt. Die Tugend ist ein so großes Gut, daß sie so geringe Nebendinge nicht wahrnimmt, als Kürze des Lebens, Schmerz und die mancherlei Unordnungen des Körpers. Sinnenlust ist gar nicht würdig, von ihr berücksichtigt zu werden. Was ist das Schönste an der Tugend? Daß sie des Künftigen nicht bedarf, und ihre Tage nicht zählt; auch in der kleinsten Lebensfrist bringt sie ihre ewigen Güter zu Stande.

Dieses ist uns unbegreiflich, und scheint uns über die menschliche Natur hinauszugehen; denn wir messen die Größe und Hoheit der Tugend nach unserer Schwäche, und belegen mit dem Namen der Tugend unsere Mängel. Aber scheint es denn nicht eben so unbegreiflich, daß Einer mitten unter den größten Qualen sagen sollte: ich bin glücklich? Und doch ist dieses Wort in der Schule des Vergnügens selbst gehört werden. „Dieß ist mein glücklichster und mein letzter Lebenstag," rief Epicur, als ihn die Harnverhaltung und die Schmerzen seines entzündeten Unterleibes marterten. Wie sollte also Etwas bei denen, welche die Tugend verehren, unbegreiflich seyn, was sich doch auch bei Solchen findet, bei welchen das Vergnügen die Herrschaft führt? Auch diese Ausgearteten, niedrig Gesinnten sagen, bei den größten Schmerzen, unter den schwersten Unglücksfällen werde der Weise weder unglücklich, noch glücklich seyn. Und doch ist auch Dieß unbegreiflich, ja noch unbegreiflicher. Denn ich sehe nicht, wie die Tugend, einmal von ihrem Gipfel gestürzt, nicht in die unterste Tiefe versinken sollte. Sie muß entweder glücklich machen, oder sie wird, wenn sie davon ausgeschlossen ist, nicht verhindern,

daß man unglücklich werde. Stehend kann sie nicht entlassen werden; entweder wird sie besiegt, oder sie ist Siegerin. — „Den unsterblichen Göttern," sagt man, „ist allein Tugend und glückliches Leben zu Theil geworden, uns nur ein Abbild und ein Schatten von jenen Gütern: wir nähern uns ihnen, aber wir erreichen sie nicht." — Die Vernunft ist Göttern und Menschen gemein; in Jenen ist sie vollendet, in uns der Vollendung fähig. Aber unsere Fehler nöthigen uns, die Hoffnung aufzugeben. Freilich der Weise des zweiten Rangs ist noch wenig fest in Bewahrung des Besten; noch wankt sein Urtheil und ist unzuverläßig. Dieser mag immerhin gesunden Zustand seiner Augen und Ohren verlangen, leidliches Wohlbefinden, ein nicht unansehnliches Aeußere, einen Körper, der immer in seiner gehörigen Verfassung bleibe, und zu diesem Allem eine längere Dauer des Lebens; eine solche erlaubt ihm zu thun, was er nicht bereuen darf. In diesem unvollkommnen Menschen wohnt noch eine Kraft des Schlechten; weil er noch ein wandelbares Gemüth hat, so treibt ihn das anhängende Schlechte zum Verkehrten, und so oft jenes in ihm aufgeregt ist, steht er dem Guten ferne. Noch ist er also nicht gut; aber er wird zum Guten gebildet. Wem jedoch zum Guten noch etwas fehlt, der ist schlecht.

Aber wem Kraft beiwohnt, und ein fertiger Muth in dem Herzen *),

der steht den Göttern gleich; dorthin strebt er, seines Ursprungs eingedenk. Niemand ist verwerflich, der emporzusteigen sich müht, von wannen er herabstieg. Warum sollten

*) Virgil. Aen. V, 363.

wir nicht glauben, daß etwas Göttliches in dem sey, der ein Theil Gottes ist? Dieses Ganze, was uns in sich begreift, ist Eines und ist Gott; wir sind Genossen von ihm und Glieder. Unsere Seele kann Großes erfassen: sie kann sich dorthin erheben, wenn Laster sie nicht niederdrücken. Wie die Stellung unseres Körpers eine aufgerichtete ist, und nach dem Himmel schaut, so ist auch unsere Seele, die sich ausdehnen kann, so weit sie will, von der Natur dazu geschaffen, daß sie eben das will, was die Götter wollen, wiewohl sie eigenthümlicher Kräfte sich dazu bedient, und sich in ihrem eigenen Kreise erweitert. Nicht auf fremdem Wege strebt sie nach dem Höchsten. Es wäre eine große Aufgabe, in den Himmel zu gehen; sie geht nur dahin zurück: zu dieser Rückkehr ist sie geboren. So wandelt sie kühn, alles Andere verachtend; auch nach dem Gelde blickt sie nicht zurück. Gold und Silber, würdig der Finsterniß, in welcher es verborgen lag, schätzt sie nicht nach dem Glanze, mit welchem es die Augen der Unverständigen blendet, sondern nach dem alten Koth, aus welchem unsere Begierde es aufgegraben und ausgeschieden hat. Sie weiß, behaupte ich, daß der Reichthum anderswo liegt, als wo er aufgehäuft wird; daß der Geist, nicht die Kiste angefüllt werden soll. Wir können die Seele zur Herrin über alle Dinge setzen, können sie in den Besitz der Natur einführen, daß nur der Sonne Auf- und Niedergang ihr Eigenthum begränze, und sie nach der Götter Weise Alles besitze, indem sie doch herabsieht auf alle die, welche nur durch ihre Schätze reich sind, und von welchen Keiner so sehr des Seinigen sich freut, als ihn das Fremde verdrießt. Wenn sie zu dieser Höhe sich gehoben, so ist sie auch nicht mehr Liebhaberin,

sondern Versorgerin ihres Körpers, als einer nothwendigen Last; sie ordnet sich nicht dem unter, über welchen sie gesetzt ist. Niemand ist frei, der dem Körper dient. Denn nicht zu gedenken der andern Herrn, welche wir uns durch übertriebene Sorge für jenen aufladen, so ist er ja selbst ein schwer zu befriedigender Gebieter. Diesem entzieht sie sich bald mit Gleichmuth; bald enteilt sie ihm voll hohen Muthes, und fragt nicht, was seine Ueberbleibsel für ein Ende nehmen werden. Wie wir uns nicht um die Barthaare kümmern, welche man uns abgeschoren, so glaubt auch eine erhabene Seele, wenn sie den Menschen verlassen will, daß die Frage, wohin man ihre Hülle bringen solle, ob Feuer sie verzehren, oder die Erde sie decken, oder wilde Thiere sie zerreißen werden, sie selbst eben so wenig angehe, als die Nachgeburt den Neugebornen. Ob sie weggeworfen und von Vögeln verschleppt, oder „den Hunden zur Beute" überlassen und verzehrt werde, was kümmert es sie? Wer, so lange er unter den Menschen war, keine Drohungen fürchtete, soll nach dem Tode die Drohungen Derer fürchten, welchen es nicht genügt, bis zum Tode gefürchtet zu werden? Mich schreckt der Haken *) nicht, spricht er, noch die Zerfleischung meiner zur Schmach hingeworfenen Leiche, nur dem Zuschauer gräßlich. Niemanden bitte ich um den letzten Dienst; Niemanden empfehle ich meine Ueberreste: damit keiner unbestattet bleibe, dafür hat die Natur gesorgt. Wen die Grausamkeit hingeworfen, den wird die Zeit begraben. Schön sagt Mäcenas:

---

*) An welchem die Leichen der Verurtheilten weggeschleppt wurden.

„Nicht sorg' ich für ein Grabmal: die Natur
Bestattet den Verlaßnen."

Man sollte denken, ein „Hochgeschürzter" hätte so gesprochen. Aber Mäcenas hatte wirklich einen großartigen und männlichen Sinn: hätte er nur sich selbst nicht herabgestimmt!

Dreiundneunzigster Brief.

Ueber die Kürze des Lebens.

In Deinem Briefe, in welchem Du den Tod des Philosophen Metrónax *) beklagst, als ob er hätte länger leben können und sollen, vermißte ich die Billigkeit, welche Du in jeder Rolle des Lebens, in Allem, was du thust, beweisest, und nur da nicht zeigst, wo sie Allen fehlt. Viele habe ich gefunden, welche billig gegen die Menschen sind, Keinen, der es gegen die Götter wäre. Wir schelten täglich das Verhängniß. „Warum ist Dieser mitten in seiner Laufbahn weggerafft worden? Warum wird es Jener nicht? Warum soll er ein ihm und andern beschwerliches Alter hinschleppen?" Was hältst Du denn, ich bitte Dich, für billiger, daß Du der Natur, oder die Natur Dir gehorche? Was liegt aber daran, wie bald Du von da weggehest, von wo Du einmal doch weggehen mußt? Nicht lange, sondern genügend zu leben, sey unsere Sorge. Um lange zu leben, brauchen wir die Gunst des Schicksals, um genügend, unseren Willen. Lang ist das Leben, wenn es vollständig ist; es wird vollständig, wenn

---

*) S. Br. 76.

die Seele sich ihr Gut wieder gegeben, und die Herrschaft über sich an sich gebracht hat. Was nützen Jenen seine achtzig in Unthätigkeit verlebten Jahre? Er hat nicht gelebt, sondern im Leben nur verweilt; er ist nicht spät, sondern langwierig gestorben. Er hat achtzig Jahre gelebt? Es kommt darauf an, von welchem Tage an Du seinen Tod zählst. Dieser ist in seiner Lebensblüthe gestorben. Aber er hat die Pflichten eines guten Bürgers, eines guten Freundes, eines guten Sohnes erfüllt; er hat Nichts versäumt. Mag auch seine Lebensdauer unvollendet geblieben seyn: sein Leben war vollendet. Jener aber hat achtzig Jahre gelebt — ? Nein, er ist achtzig Jahre da gewesen; wenn wir nicht von ihm sagen wollen, er habe gelebt, wie man von Bäumen spricht, daß sie leben. Laß uns doch, ich bitte Dich, mein Lucilius, darauf denken, daß unser Leben, wie ein Kleinod, nicht viel Raum einnehme, aber viel wiege. Nach unserem Wirken wollen wir es bemessen, nicht nach der Zeit. Willst Du wissen, wie der Mann, der kräftig und stolz sich über das Schicksal erhoben, und alle Dienstpflicht des menschlichen Lebens verrichtet hat, und zum höchsten Gute desselben gelangt ist, sich von Dem unterscheide, über welchen viele Jahre hingegangen? Der Eine ist auch nach dem Tode noch; der andere gieng vor seinem Tode unter. Laß uns also denjenigen loben und unter die Glücklichen rechnen, welcher die Zeit, die ihm zu Theil ward, und war sie noch so kurz, gut angewendet hat. Er hat das wahre Licht erblickt: er war nicht Einer von den Vielen; er hat gelebt und gewirkt. Bisweilen hat er heitern Himmel gehabt; bisweilen, wie es oft geschieht, schimmerte des mächtigen Gestirnes Glanz durch's Gewölke. Warum fragst du, wie lange er gelebt hat? Er hat gelebt: er ist auf die Nachwelt übergegangen, und hat sich ewigem Gedächtniß übergeben. Ich würde es darum nicht verschmähen, wenn mir eine größere Zahl von Jahren zugelegt würde; doch würde ich auch nicht sagen, es habe mir zu meinem Glücke etwas gefehlt, wenn meine Lebensdauer abgeschnitten würde. Ich habe mich nicht bloß für jenen Tag eingerichtet,

welchen eine begehrliche Hoffnung mir als den letzten verspricht; sondern jeden Tag betrachte ich als den letzten. Warum fragst du nicht, wann ich geboren sey? Ob ich noch zu den Jüngern gezählt werde? Ich habe das Meinige. Wie auch bei einer kleineren Statur der Mensch vollständig seyn kann, so kann auch ein Leben von kürzerer Dauer ein vollständiges seyn. Das Alter gehört zu den Außendingen. Wie lang ich da sey, hängt nicht von mir ab; daß ich aber, so lang ich da bin, sittlich gut sey, ist in meiner Gewalt. Das verlange von mir, daß ich nicht ein unrühmliches Daseyn im Dunkeln durchwandere; daß ich mein Leben führe, nicht hindurchgetragen werde.

Was der weiteste Lebensraum sey, fragst du? Zu leben bis zur Weisheit. Wer es bis zu ihr gebracht, hat nicht das entfernteste, aber das höchste Ziel erreicht. Der mag sich dreist rühmen, und den Göttern danken, und neben diesen es sich selbst und der Natur anrechnen, daß er lebte. Und mit Recht; denn er gab ihr das Leben besser zurück, als er es empfangen hatte. Er hat das Muster eines guten Mannes aufgestellt; hat gezeigt, wer und wie groß ein solcher ist: was er weiter hinzugefügt hätte, würde nicht anders als das Vorhergehende gewesen seyn. Zwar freuen wir uns, so lange wir leben, der Erkenntniß der Dinge. Wir erfahren, von was die alles beherrschende Natur ausgeht; wie sie die Welt ordnet; nach welchen Gesetzen sie den Wechsel des Jahres herbeiführt; wie sie Alles, was irgend ist, zu einem geschlossenen Ganzen gebildet, und sich selbst zu ihrer Gränze gemacht hat. Wir wissen, daß die Himmelskörper aus eigner Kraft ihre Bahnen durchwandern, und daß außer der Erde nichts stille steht, sondern Alles mit ununterbrochener Geschwindigkeit dahineilt. Wir wissen, wie der Mond der Sonne vorangeht; warum jener langsamere Körper diesen schnelleren hinter sich läßt; wie er sein Licht empfängt und verliert; welche Ursache die Nacht herbei- und den Tag zurückführt. Allein wir haben dorthin zu gehen, wo wir dieses Alles noch näher einsehen sollen. — „Auch diese Hoffnung,“ sagt der

Weise, „daß der Weg zu meinen Göttern mir offen stehe, läßt mich darum nicht muthiger aus dem Leben gehen. Ich habe zwar den Zutritt zu ihnen verdient, und war bis jetzt schon unter ihnen; ich habe meinen Geist hinauf zu ihnen, sie haben den ihrigen zu mir geschickt. Aber denken wir uns, ich werde gänzlich weggeräumt, und es bleibe nach dem Tode von den Menschen gar nichts übrig! dennoch bin ich desselben hohen Muthes, auch wenn ich von hier gehe, um nirgends hinzukommen." — Er habe nicht so viele Jahre gelebt, als er konnte? Ein Buch kann nur wenige Blätter haben, und doch ein löbliches und nützliches seyn. Du weißt, wie schwer des Tanusius Annalen ins Gewicht fallen, und welchen Namen sie führen *). Mancher Leute Leben ist in so ferne lang, als es diesen Annalen ähnlich ist. Hältst du den Fechter für glücklicher, welcher am Abende des Spieltages, als den, welcher am Mittag getödtet wird? Meinst du, es werde irgend jemand so thöricht am Leben hängen, daß er lieber im Spoliarium **), als auf der Arena erwürgt werden wollte? Größer ist der Abstand nicht, in welchem wir, einer dem andern, vorangehen. Der Tod übergeht Keinen. Wer getödtet hat, folgt dem Getödteten. Es ist eine Kleinigkeit, um welche man so ängstlich sorgt. Was trägt es aus, wie lange man vermeide, was man doch nicht vermeiden kann?

---

*) Nämlich charta cacata.

**) Ein verschlossener Raum hinter dem Amphitheater, wo die Gladiatoren sich aus- und ankleideten, und wo schwer verwundete und unbrauchbar gewordene Fechter vollends abgethan wurden.

Staatliche Bibliothek Bamberg

Seneca, Lucius Annaeus / Moser, Johannes / Haakh, Adolf,

Lucius Annäus Seneca des Philosophen Werke

Bd.: 15

1836

Bamberg, Staatsbibliothek -- AGB C 630(1#4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11417862-6